



Die kirchliche Baukunst des Abendlandes

historisch und systematisch dargestellt

Dehio, Georg

Stuttgart, 1892

Erstes Kapitel. Grundlegung.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-81352](http://urn.nbn.de:hbz:466:1-81352)

Erstes Kapitel.

G r u n d l e g u n g.

1. Allgemeines.

Jene eminente Einheit des Stiles, welche die Römerherrschaft, so weit sie reichte, dem gesamten Bauwesen und so auch den Anfängen des christlichen Kirchenbaus aufgeprägt hatte, ging mit dem wunderbaren Staats- und Kulturorganismus, in dem sie ruhte, unter, und etwas ihr Gleichendes wird die Welt nicht wiedersehen. Uralt Verbundenes, die Ost- und die Westhälfte des Mittelmeergebietes, trennte sich, Ur-fremdes, Antike und Germanentum, trat in Zusammenwirkung.

Seither müssen in der europäischen Kunstgeschichte diese beiden Grundströmungen, die auf allgemeingültige Autorität den Anspruch erhebende klassische Ueberlieferung und der individuelle Selbstdarstellungstrieb der Nationen, in einem Bette Platz finden; bald ist jene, bald ist diese die stärkere und breitere; ganz durchdrungen und ausgeglichen haben sie sich doch bis auf den heutigen Tag nicht. Der germanische Stamm in seiner Jugenderscheinung liess nicht vermuten, dass er in der Geschichte der bildenden Künste einmal noch vollge-wichtig mitzählen werde. Unter allen von der Natur den Germanen mitgegebenen seelischen Kräften ist das ästhetische Auge am spätesten erwacht. Sie haben eine Sprache, ein Recht, eine Poesie, einen Religionsmythus, welche sie zum Höchsten berufen erscheinen lassen, und sind noch immer ein kunstloses Volk, kunstloser als viele Völker von unvergleichlich niedrigerer Anlage. Die Reiche der Goten, Vandalen,

Burgunden, Langobarden sind entstanden und wieder vergangen, ohne zu einem eigenen Blatt in der Kunstgeschichte Stoff zu geben, höchstens zu einer Randbemerkung.

Anders wie jene vordere Schlachtordnung der germanischen Invasion verhalten sich die in Mitteleuropa zurückgebliebenen, schliesslich im Königum der Franken ihren Vereinigungspunkt findenden Stämme. Langsamer und unbiegsamer an Geist und zögernder in der Aneignung fremder Gedanken, beharrlicher im Festhalten, gewichtiger im Durchsetzen der eigenen Art sind sie es, die zum erstenmal aus dem bloss passiven Verhalten zur antiken Kunstüberlieferung heraustreten. Freilich waren es auch nur Bruchstücke der Antike, die sie auffassten; den Franken und Deutschen stellte die letztere fast nur in der Gestalt sich dar, welche sie in ihrer letzten, der christlichen Entwicklungsphase angenommen hatte, und auch hiervon übersahen sie nicht das Ganze — nicht die oströmische, allein die lateinische Baukunst.

Welche Physiognomie hätte die europäische Geschichte wohl angenommen, wenn das Germanentum anstatt der, wie man weiss, nach langer Zögerung vollzogenen Verbindung mit der Kirche Roms eine solche mit der griechischen eingegangen wäre? Von der Erwägung dieser Möglichkeit wird nicht minder tief als der Staats- und Kirchenhistoriker der Geschichtsschreiber der Kunst, insbesondere der architektonischen Kunst, berührt. Dies ist gewiss: das Bild wäre ein wesentlich anderes geworden, als das wir thatsächlich erblicken.

Merkwürdig spät ist die Kunsthistorie hierüber sich klar geworden. Es ist kurze Zeit erst her, dass die Kunstweise unseres Mittelalters in der Epoche von Karl d. Gr. bis zum Auftreten der Gotik noch kurzweg als »byzantinisch« bezeichnet wurde. Jetzt ist man über das Irrige dieser Vorstellung, zunächst was die Baukunst betrifft, einig. Für die Malerei und Skulptur hat die wissenschaftliche Forschung mit der Auseinandersetzung erst begonnen, doch wird auch hier die lateinische Basis der Entwicklung und die Selbständigkeit ihres Fortganges mit jedem Schritte gewisser. Damit soll indes nicht gesagt werden, dass die Scheidewand eine so dichte gewesen sei, dass nicht mancher Tropfen byzantinischer, ja ebensosehr orientalischer Weise fort und fort durchzusickern vermochte. Der reichliche Handelsimport von Erzeugnissen der Kunstdustrie des Ostens unterhielt einen beständigen und nicht wirkungslosen Kontakt mit jener fremden Formenwelt. Zerstreute Elemente derselben werden mit jugendlicher Neubegier aufgegriffen, zuweilen als romantischer Putz dem eigenen Wesen angehängt, in der Hauptsache demselben assimiliert.

Und diese Anleihen erstrecken sich allein auf die Zierformen der Architektur. Hingegen die Gesamtanlage des Kirchengebäudes setzt in gerader Linie die von der altchristlich-occidentalen Epoche festgestellte Richtung fort. Mit welchem Namen nun soll diese nicht byzantinische und nicht mehr altchristliche Baukunst des früheren Mittelalters bezeichnet werden? Es ist der Name »romanisch« in Vorschlag gebracht worden, und es scheint, dass er sich dauernd einbürgern will. Die bei seiner Wahl zu Grunde gelegte Parallelie mit der Entstehung der romanischen Sprachen aus der Wurzel der lateinischen kann freilich nur sehr im allgemeinen als zutreffend gelten. Völliger durchzuführen wäre der Vergleich mit jener in den nordischen Klöstern gepflegten mittellateinischen Litteratur, welche, in einem aus antikem Stoff und nach antikem Muster geschnittenen Gewande einhergehend, doch ganz germanisch nach Gegenstand und Geist ist.

Allererst aber ist die Vorstellung zu verbannen, als wäre die romanische Kunst in vorzugsweisem Sinne Schöpfung und Eigentum der romanisch redenden Völker: in Wahrheit sind es die Germanen, von denen der zeugungskräftige Impuls ausgeht. Es sind die deutschen Lande und neben ihnen Nordfrankreich, die Normandie und England, Burgund und Lombardei, diese mit germanischem Blute verjüngten, mit germanischem Geist und Wesen allesamt, wenn auch in ungleichem Grade durchsetzten Gebiete, in welchen der romanische Stil seine früheste Ausbildung wie seine höchste Blüte und in ihm die Gesinnung des Mittelalters ihre treueste baukünstlerische Interpretation gefunden hat, — während die Völker des Südens, vor allem der Ausrührung und Sammlung bedürftig, bei der Bauweise der ersten christlichen Jahrhunderte lange beharren und hernach, da sie ihre künstlerische Thatkraft wiederfinden, alsbald der Wiederbelebung der Antike entgegenstreben.

Der romanische Stil führt sich nicht ein mit einer neuen organischen Idee von beherrschender zentraler Gestaltungskraft wie etwa das griechische Säulenhaus oder das gotische Gewölbe- und Strebesystem. Die romanische Bauweise ist eine Paraphrase der römischen, die je nach dem verschiedenen Grade der Kenntnis der letzteren und der verschieden starken geistigen Sonderart der beteiligten Nationen und Stämme, dann nach den wechselnden und ungleichmässig bewältigten äusseren Bedingungen der Technik, des Materials, des Klimas zu fast unbegrenzter Mannigfaltigkeit variiert wird. Hieraus erklärt sich, dass der romanische Stil nicht nur eines eigenen Systemes, sondern,

das Wort streng genommen, des Systemes überhaupt entbehrt. Für jede Sache, die er ausdrücken will, hat er eine Mehrheit von Formeln in Bereitschaft; kein Stil ist so reich an Synonymen; man kann bei ihm nie einfach sagen: dies und das ist so, ohne hinzuzufügen: oder so und noch anders. Unordnungen in der Bauführung, Verstösse und Roheiten aller Art sind gewöhnlich, selbst bei sonst ausgezeichneten Werken. Die Symmetrie in ihrer strengsten Form ist ihm geradezu unbehaglich und wird deshalb immer, gelinder oder entschiedener, gebrochen. Unter seinen Produktionen wird man seltener als unter denen einer andern Epoche, durchaus Vollendetes, seltener aber auch gänzlich Reizloses, Gleichgültiges, Triviales finden. Die proteusgleiche Versatilität in der Gesamterscheinung des Stiles bedeutet jedoch mit nichten Unterschiedenheit der Intention im einzelnen Werke. Sehr im Gegenteil. Kein anderer Stil weiss das Besondere und Charakteristische so prägnant sich aussprechen zu lassen, kein anderer hat so wenig Konventionelles, so viel Naivität und unmittelbares Lebensgefühl. Er neigt dabei sehr entschieden nach dem malerischen Pole hin und will hier nach in jeder einzelnen Leistung beurteilt sein, nicht allein nach seinen architektonischen Qualitäten. Ja, man muss sagen, ein nicht geringer Teil seiner schönsten und kräftigsten Wirkungen liegt gerade in den ästhetischen Imponderabilien, in dem, was man Haltung, Stimmung, Duft nennt. Oft sind es diese letzteren allein, wodurch sich ein romanisches Denkmal als solches zu erkennen giebt und aus der Linie der christlich-antiken heraustritt, mit denen es die Grundzüge des Systems, den Knochenbau sozusagen, in vielen Gegenden unverändert teilt. Auf der andern Seite wäre das Romanische seiner Natur nach ebenso befähigt zum Uebergange in die Renaissance. Sehe die Baukunst der Gegenwart zu, ob sie nicht aus der freien Ausnutzung und Umschmelzung des Romanischen viel grösseren Gewinn ziehen wird, wie aus ihren Anleihen bei der Gotik, zu welcher eben wegen ihres grössten Vorzuges, ihrer in strenger Logik durchgeföhrten und abgeschlossenen Systematik, ein wahrhaft freies Verhältnis nie zu erreichen ist.

Die Geschichte des romanischen Stiles zeigt ihn uns als einen ewig werdenden. Die bei der Epochenteilung anderer Stile geltenden Kategorien des Aufblühens, der Reife, der Zersetzung finden auf ihn keine Anwendung. Wie das Gotische ein partiell gesteigertes Romanisch ist, so entwickelt sich das Romanische in fliessendem Uebergange aus dem Christlich-Antiken. Und dieser Uebergang hat in jedem Lande und in jeder Provinz einen andern Anfangstermin, anders ver-

teilte Absätze des Verlaufes, ja — was das Schwierigste für die geschichtliche Darstellung ist — überall auch andere sachliche Ausgangspunkte.

Die landläufige Chronologie, die den Beginn der romanischen Epoche in runder Zahl auf das Jahr 1000 ansetzt, ist aus unklarer Fragestellung hervorgegangen. Von »Beginn« kann, wie wir sahen, nur in bedingtem Sinne die Rede sein, dann aber muss dessen Termin um zwei Jahrhunderte weiter hinaufgerückt werden. Die nächstfolgenden Abschnitte werden den Nachweis führen, dass schon von c. a. 800 in der fränkischen Baukunst gewisse neue, aus dem herkömmlichen altchristlichen Schematismus merklich heraustretende Motive auftauchen; und zwar durchweg solche Motive, die wir in dem fertigen System als vorzüglich charakteristisch wiederfinden. Es sind in Kürze diese: Erweiterung des Grundrisses der Basilika zur Gestalt des lateinischen Kreuzes; doppelte Chöre; doppelte Querschiffe; häufige Ersetzung der Säule durch den Pfeiler oder alternierende Kombination beider Stützengattungen; Krypten; Glockentürme. Wie man sieht, betreffen alle diese Neuerungen nur die eine Baugattung der Basilika und, so wichtig sie sind, nur die Komposition im allgemeinen; hingegen ist eine Reform der Konstruktions- wie der Zierformen nicht angestrebt: diese halten sich noch ganz im Geleise der verfallenen und barbarisierten Spätantike. Sehr natürlich; denn eine eigene Formenwelt brachten die Germanen nicht mit, und um die römische zur romanischen umschaffen zu können, mussten Auge und Hand zuvor durch die Nachahmung der ersteren sich durchgeschult haben. Es kann zuerst nur die dem Verstande fassliche Seite des Bauwesens sein, worin sich ihr Selbstbewusstsein zu Reformen befugt und aufgelegt fühlt. Ohne Frage sind aber die Zierformen nicht allein massgebend für die stilgeschichtliche Klassifizierung einer Epoche. Rechnet man etwa die Produktionen der primitiven Gotik, weil sie ihr Detail mit den gleichzeitigen romanischen Werken teilen, darum weniger zur Gotik? Nicht darauf kommt es bei Beurteilung einer Epoche an, wieviel sie noch vom Alten beibehalten, sondern wieviel sie neue Resultate gewonnen und gesichert hat.

Mit Karl dem Grossen tritt das Germanentum zum erstenmal als aufbauende Macht in der Weltgeschichte auf. Karl hat das dem ungeheuren Trümmersturz des römischen Reiches nachfolgende Chaos bemeistert; das Abendland als eine Welt für sich gegen Araber, Byzantiner, Slawen gesichert; das Leben dieser romanisch-germanischen

Völkervereinigung in feste staatliche und kirchliche Ordnungen eingebettet: auf welches Gebiet man sich wende, es kann kein Zweifel sein, dass mit Karl ein neues Weltalter anhebt, das Mittelalter im eigentlichen Sinne. Und wir zweifeln nicht, dass dieselbe epochemachende Stellung auch in der Kunstgeschichte ihm gehört. Der dem fränkisch-karolingischen Bauwesen innerhalb der allgemeinen Entwicklung zukommende Platz ist nicht als anhängendes Schlusskapitel in der Geschichte der christlichen Antike, sondern am Eingang in die Geschichte des Romanismus¹⁾.

Unsere Bezeichnung der Anfänge des Romanismus als fränkisch gilt nicht dem Gesamtreich, sondern recht eigentlich dem fränkischen Stamm, noch genauer gesagt: den austrasischen Franken. Hier, in den Mosel- und Rheinlanden, wo die Heimat des karolingischen Geschlechtes war, wo Karl am liebsten und längsten Wohnung nahm und wo der Schwerpunkt der Reichsregierung lag, ist der Herd auch der baugeschichtlichen Bewegung, von der wir reden. Das wandernde Hoflager des grossen Monarchen war der Sammelplatz der besten Talente, der Brennpunkt aller Bildungsinteressen der Zeit. Die meisten Angehörigen dieses Kreises waren Geistliche in höheren Stellungen, viele von ihnen Vorsteher der grossen Reichsabteien, deren Beruf war, in ihrem engeren Bezirk die Kulturbestrebungen des Hofes zu propagieren. Eine innerhalb dieses Wechselverkehrs auftauchende neue Bauidee konnte so in kurzer Frist an entferntere Orte getragen werden, wovon der berühmte Bauriss von S. Gallen ein redendes Exempel ist. In diesen Gegenden standen noch Zeugen der römischen Bauthätigkeit in ausreichender Menge, um für vieles einzelne als Muster zu dienen; aber sie wirkten nicht mehr als ganze, ungebrochene Tradition und es begreift sich, dass gerade hier am ehesten zur Antike ein freieres Verhältnis gefunden werden konnte. Daran schlossen sich die rechts-

¹⁾ A. de Caumont lässt den romanischen Stil — irren wir nicht, so hat er überhaupt als der erste den Terminus »romanisch« in unsere Litteratur eingeführt — schon mit dem 5. Jahrhundert beginnen und seine »ère primitive« bis gegen Ende des 10. Jahrhunderts sich erstrecken; eine mehr auf universalgeschichtliche als auf kunstgeschichtliche Beobachtungen sich gründende Einteilung. Ganz entgegengesetzt verfocht Franz Mertens (Die Baukunst des Mittelalters, Berl. 1850) mit Eifer den Satz: »Von den Bauten Karls des Grossen bis zum wirklichen Anfang der romanischen Baukunst liegen volle dreihundert Jahre«; Kugler und Otte setzen den Beginn in das ausgehende 10. Jahrhundert, Lübke »etwa von a. 1000«, während sie die karolingische Architektur mit der altchristlichen zusammenrangieren. Näher kommen wir mit unserer Auffassung Schnaase und am nächsten Springer (im Textbuch zu Seemanns Bilderbogen), der zwar die karolingische Epoche auch noch nicht als eigentlich romanisch gelten lässt, aber doch von ihr den Anfang des Mittelalters im kunstgeschichtlichen Sinne datiert.

rheinischen Lande, jungfräulicher Boden, auf dem Kultur und Christentum eben erst ihre Arbeit ernstlich begannen. Dass dem Kirchenbau da reichlich zu thun gegeben wurde, versteht sich von selbst, ebenso wie dass seine Anstalten grossenteils nur auf die erste Notdurft berechnet waren und etwas Provisorisches an sich hatten. Irrig ist es jedoch, die gesamte Bauproduktion des 9. und 10. Jahrhunderts schlechthin als »Dürftigkeitsbau«, als des »Denkmalbaus« durchaus entbehrend zu charakterisieren. In Wahrheit ist unter Karl dem Grossen und seinen nächsten Nachfolgern ein energisches Aufstreben des monumentalen Sinnes zu konstatieren, wenn auch naturgemäss nur an wenigen Orten die Mittel zu dessen Befriedigung ausreichten. Sodann hat der Zerfall der karolingischen Monarchie die Fortentwicklung des werdenden romanischen Stiles retardiert und seine Einheit gebrochen. Aber gleichwie im Staats- und Rechtsleben der abendländischen Völker allenthalben die fränkischen Grundlagen sich behaupteten, so gingen auch die karolingischen Baubestrebungen der Welt nicht ganz verloren. Ihre Fortwirkung müssen wir von nun ab in den einzelnen Ländern aufsuchen. Der Verkehr zwischen denselben ist in den nächstfolgenden Jahrhunderten ein äusserst schwacher. Er würde für die Baukunst kaum in Betracht kommen ohne das Medium der Kirche. Der Kirche ist der merkwürdige Erfolg zu danken, dass trotz des abgeschlossenen Sonderlebens der Völker, über deren Baukreise hinaus, die Architektur im Weltzusammenhange blieb. Aber diese einigende Macht der Kirche ist nur eine relative. Die Nationalkirchen behaupten noch einen besonderen Charakter innerhalb der allgemeinen römisch-katholischen, und so behauptet auch die kirchliche Baukunst überall ein entschieden nationales Gepräge. Erst als das System der grossen universalistischen Päpste von Gregor VII. bis auf Innocenz III. den Völkern in Fleisch und Blut übergegangen ist, vermag ein wahrhaft katholischer und universaler Baustil durchzudringen, der gotische.

Wir behandeln in diesem Kapitel den Frühromanismus des 9. und 10. Jahrhunderts. Obzwar das Geschlecht der Karolinger nicht ganz so lange ausdauert, darf die Epoche ihrer Essenz nach doch als karolingisch bezeichnet werden. Mag der absolute künstlerische Wert ihrer Bauleistungen nur ein untergeordneter sein: der entwicklungs geschichtliche ist sehr hoch anzuschlagen.

2. Der Zentralbau.

Unter den wenigen bis auf unsere Tage gekommenen karolingischen Baureliquien ist die Zahl der Zentralbauten verhältnismässig gross. Dieser zufällige Umstand ist es, der die irrite Lehre, dass die karolingische Baukunst von Byzanz inspiriert sei, auf die Bahn gebracht hat. Berührung mit byzantinischer Weise findet in Wahrheit nur in dem beschränkten Masse statt, als diese in Oberitalien eingedrungen war. Wenn das Wohlgefallen des Zeitalters am Zentralbau um einige Grade lebhafter gewesen ist, wie einerseits in der altchristlich-occidentalen Epoche, anderseits im weiteren Verlaufe des Mittelalters, so röhrt dies daher, dass ein an besonders hervorragender Stelle ausgeführtes Werk Kaiser Karls aus besonderen Gründen diese Form empfing. Wir meinen die Pfalzkirche zu Aachen. Die Wahl der zentralen Anlage ist hier nicht durch das Vorbild byzantinischer Hofkirchen bedingt, sondern durch den Umstand, dass diese Kirche dereinst des Kaisers Grab aufnehmen sollte. Für Grabkirchen aber war auch im Abendlande die zentrale Anlage von jeher normal.

Die vielfachen Nachahmungen während der beiden nächsten Jahrhunderte bezeugen mehr die individuelle Bewunderung für den berühmten Kaiserbau, als ein grundsätzliches Hinüberneigen zum Zentralbau als solchem; sie geben in dem Gesamtbilde der Baubestrebungen des 9. und 10. Jahrhunderts einen interessanten Zug ab, jedoch entfernt nicht den dominierenden.

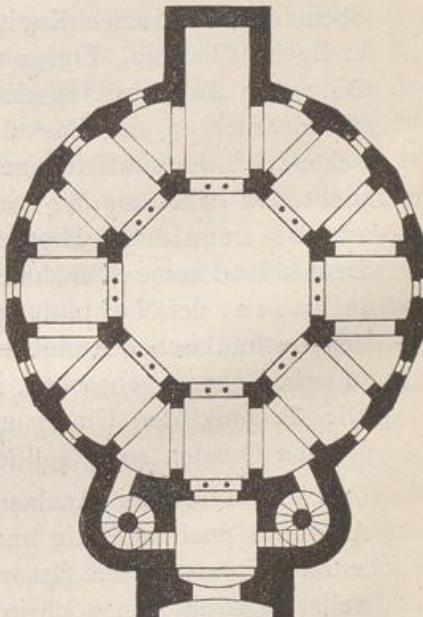
PALASTKAPELLE ZU AACHEN (Taf. 40, Fig. 1—3), erbaut a. 796—804. Die Person des Baumeisters im eigentlichen Sinne ist nicht mehr festzustellen. Einen erheblichen, wenn auch vielleicht nur ins allgemeine gehenden Einfluss hat man mit aller Wahrscheinlichkeit für Einhard, den Staatsmann und Gelehrten, den Vitruvforscher und vielseitig geübten Techniker, den »Beseleel« der karolingischen Akademie, in Anspruch zu nehmen. Die Bedeutung des Werkes ist nicht sowohl im Künstlerischen als im Konstruktiven zu suchen. Der — oder sagt man lieber, die? — Meister zeigen umfassende Bekanntschaft mit den technischen Hilfsmitteln des römisch-altchristlichen Gewölbebaues. Ohne Frage enthielten damals noch die linksrheinischen Lande eine weit grössere Zahl mehr oder minder wohlerhaltener Gewölbe- und Zentralbauten, als wir heute irgend zu bestimmen imstande sind, und die technischen Traditionen der römischen Baukunst, welche ja gerade am Niederrhein weit in das Mittelalter sich verfolgen lassen, flossen

noch reichlich. Anderseits sind italienische Studien ergänzend hinzutreten. S. Vitale in Ravenna hat zweifellos auf die Gesamtkonzeption mitbestimmend eingewirkt, die Raumbehandlung ist eine verwandte; der struktive Organismus aber ist weit einfacher und klarer und steht der antiken Konstruktionsweise näher als das komplizierte Gewölbe-
system jenes byzantinischen Zentralbaues; am nächsten gewissen Monu-
menten in der Lombardei.

Der Aachener Bau hat die zweifache Bestimmung, Grabkirche und Palastkirche zu sein. Durch die erstere ist zentrale Plananlage, durch die zweite das Emporengeschoss vorgeschrieben. Ein inneres Oktogon von einem zweigeschossigen, nach aussen sechzehneckigen Umgange umschlossen. Jenes war durch niedere Schranken, deren Spuren noch sichtbar, als Chor für die Geistlichkeit eingerichtet. Die Empore, für das Laienfolge bestimmt, erweitert sich auf der dem Altar gegenüberliegenden Seite zu einem Oratorium für den Kaiser, nach aussen in einer Art von Loggia sich öffnend, von welcher der Kaiser vielleicht an Festtagen dem Volke sich zeigte.

Die Verdoppelung der Seitenzahl an der Aussenmauer des Umganges hat den Zweck, quadratische, mit regelmässigen Kreuzgewölben zu überspannende Felder zu gewinnen. Freilich ergaben sich bei diesem Verfahren neben den quadratischen auch dreieckige Felder, welche indes ohne Mühe mit Tonnen oder mit grätigen Gewölben überdeckt werden konnten, während bei Annahme auch eines äusseren Achtecks der äussere Schildbogen entweder sehr gedrückt, oder beträchtlich höher geworden wäre als der innere. Zudem wurde damit eine Verdoppelung der Widerlagsmasse erzielt, indem jedem inneren Pfeiler nun je zwei statt einer Strebemauer sich vorlegen.

Im oberen Geschosse sind die quadratischen Felder mit steil ansteigenden Tonnen überwölbt und ist auf diese Weise nicht nur ein freierer Einblick auf die Deckenmosaike, sondern, was wesentlicher, eine wirksamere Widerlagerung der Obermauer des Mittelraumes gewonnen, da der Hebelarm, unter welchem diese von dem Seitenschube der Kuppel angegriffen wird, beträchtlich kürzer ist als bei horizontaler Ueberwölbung. Höchst sinnreich sind sodann mit dem



schrägen Abfall der Gewölbaxe flache Wandnischen in Verbindung gebracht, wie der beistehende Grundriss des Emporgeschosses (S. 153) verdeutlicht.

Dieses Gewölbesystem gehört dem Kreise der römischen Konstruktionsideen an. Transversale Tonnen als Streben für grosse Gewölbe (Taf. 39, Fig. 10) waren verbreitet und haben sich gerade am Niederrhein lange erhalten — Werden a. R. saec. 9, Maestricht: Liebfrauen saec. 11, Herzogenrath saec. 12. Für das ganze System lässt sich ein bestimmtes Vorbild nicht nachweisen, dagegen finden wir, dass es in der Lombardie bekannt und angewendet war. Die Rotunde zu Brescia (Taf. 7) hat eine gleiche Teilung des eingeschossigen Umganges; fast identisch mit Aachen sind die ältesten Teile — die Kreuzarme — von S. Fedele zu Como (Taf. 40, Fig. 4, 5), nur sind hier statt Tonnen steigende Kreuzgewölbe verwendet. Die Datierung von S. Fedele ist schwierig, es ist jünger als Aachen, gehört aber nach seinen einfachen Profilen noch der romanischen Frühepochen an (914?). Vgl. S. 57.

Mit aller Gewissheit ist der römische Ursprung bei einem anderen Baugliede des Aachener Münsters in Anspruch zu nehmen. Nämlich die Obermauern des Oktogones werden aussen durch je zwei kräftige Wandpfeiler verstärkt, in der Ausladung stufenweise abnehmend und oben in korinthischen Kapitellen mit halbierten Pyramiden als Aufsatz endigend (Taf. 40, Fig. 2 rechts oben). (Strebepfeilerartig abgestufte Pilaster am Äusseren der Arena zu Nîmes, Taf. 38, Fig. 9. Die Wandpfeiler an der Fassade von S. Zeno zu Verona sind ebenso behandelt.) Es sind richtige Strebepfeiler; ein Kranzgesimse tragen sie nicht und haben sie nie getragen, ihre Charakterisierung als Pilaster ist also sinnwidrig. Hierbei sei bemerkt, dass der Strebepfeiler in Deutschland keine Aufnahme gefunden hat bis zum Eintritt der Gotik — in Essen, der Nachbildung Aachens, korrekte Pilaster —, während er der westfränkischen Architektur jederzeit geläufig bleibt. — Die Kuppel, in acht Kappen gebrochen, ist in 59 Schichten 68 cm dick aufgemauert. Die Technik der Umfassungsmauern — im Unterbau und an den Kanten Quader, sonst solides Bruchsteinmauerwerk.

Ist nun in dem Aachener Münster die technische Tradition des Altertums noch lebendig und wirksam, so ist das Verständnis für die antiken Formsymbole fast völlig erloschen. In den mit dem Ganzen weder in struktivem noch in formalem Zusammenhange stehenden doppelten Säulenstellungen hat sich — durch byzantinische Vermittelung? — ein römisches Motiv erhalten, sie sind die einzige architektonische Dekoration dieses mit einem Minimum von plastischem Detail ausgeführten Pfeilerbaues. Nach dieser Richtung ist der Aachener Kaiserbau ein

Repräsentant des Tiefstandes der christlichen Architektur, womit verglichen die besseren Bauten aus der zweiten Hälfte des 9., auch diejenigen des 10. Jahrhunderts — Lorsch, Essen — schon einen gewissen Fortschritt des Formensinnes bekunden. Und doch, selbst in der nackt struktiven Erscheinung, in welcher er heute, von der alten malerischen Bekleidung völlig entblösst, dem Beschauer sich darbietet, noch immer ein wahrhaft weihvoller Raum, eine siegreiche Probe für die unverlierbare Schönheit des Zentralsystems! — Mertens in Försters Bz. 1840. — Dohme, Kunst und Künstler I.

Als unmittelbare Kopien nach Aachen kennen wir die Kapellen der kaiserlichen Pfalzen zu NYMWEGEN (Taf. 41, Fig. 1, 2) und DIETENHOFEN. Jene lässt unter den Restaurierungen des saec. 12 die alte Anlage noch erkennen, diese, ein Bau Ludwigs des Frommen, ist verschwunden. Höchst wahrscheinlich besteht, wenn auch die Zwischenglieder heute fehlen, ein Zusammenhang zwischen diesen karolingischen Pfalzkapellen und den Schlosskapellen des späteren Mittelalters, welche gleichfalls die zentrale Anlage, sehr vereinfacht allerdings, bevorzugen. Hiervon, wie von der speziell auf Aachen hinweisenden Gattung der Doppelkirchen, später.

Untergegangene Nachbildungen: Johanniskirche zu LÜTTICH (a. 978), Walpurgiskirche zu GRÖNINGEN. — Erhaltene: Kirche zu OTTMARSHEIM im Elsass (Taf. 41, Fig. 3, 4), vergl. Jakob Burckhardt in den Baseler Mittl. II, 1833; Adler, Forschungen II. Merkwürdig durch das späte Datum (11. Jahrhundert, 2. Viertel), wie durch den engen Anschluss an das Original. Die einzige wesentliche Abweichung: die bei den kleineren Massverhältnissen leichter durchzuführende Gleichheit der Seitenzahl des äusseren mit dem inneren Polygon. Die Bestimmung als Nonnenklosterkirche und das dadurch gegebene Bedürfnis einer Empore ist der Sachgrund zur Wahl des Vorbildes. Dessen weitere Differenzierungen sind einerseits in den Nonnenchören zu Essen und der Kapitolskirche zu Köln, anderseits in den Doppelkirchen zu verfolgen.

Westchor im MÜNSTER ZU ESSEN (Taf. 41, Fig. 5, 6, 7). Das a. 874 gestiftete Kloster a. 947 abgebrannt. Nach diesem Brände noch im saec. 10 wieder aufgebaut. Von diesem Bau ist der Westchor erhalten. Ein halbes Sechseck, dessen Durchmesser halb so gross ist als der des Aachener Münsters, ist in einen rechteckigen, von zwei Treppentürmen flankierten Turmbau eingeschlossen und öffnet sich in einem weiten, von Pilastern mit korinthisierenden Kapitellen und Kämpferaufsätzen getragenen Rundbogen gegen das Schiff. Formal eine strikte Nachahmung von Aachen. Runde Hängekuppel unmittelbar über den oberen Arkaden. Oberhalb des Chores ist der Bau ins Achteck übergeführt. — v. Quast i. d. Z. f. christl. Archäologie u. Kunst I.

Westchor von S. MARIEN IM KAPITOL ZU KÖLN (Taf. 41, Fig. 8, vergl. den Grundriss Taf. 14, Fig. 4), ein rechteckig vor den westlichen Turmbau vortretender Raum, der sich in zwei Geschossen nach dem Mittelschiff öffnet. Der untere Bogen in drei kleinere Bögen geteilt, welche auf Säulen mit Würfelkapitellen ruhen; der obere nach dem Motive von Aachen mit dem Unterschiede, dass die seitlichen Bögen nicht gegen die Leibung des Hauptbogens stoßen, sondern auf Halbsäulen ruhen. Die korinthisierenden Kapitelle mit Kämpferaufsatz absichtlich archaisierend. Erbaut um die Mitte des saec. 11. — v: Quast im Jahrbuch des Vereins von Altertumsfreunden im Rheinland XIII, S. 180 ff.

DER »ALTE TURM« ZU METTLACH (Taf. 41, Fig. 7, 8). Erbaut in der Regierungszeit des B. Ekbert von Trier (a. 975—993). Enthielt das Grab des Klosterstifters St. Liutwin († a. 718). Eine um a. 1070 geschriebene Quelle sagt: »... et Aquisgrani Palatum mittens et excede similitudinem sumens, turrim quae adhuc superest erexit.« Die Nachahmung ist so sehr eine abbreviierte, dass wir sie ohne den obigen Hinweis kaum als solche erkennen würden. Grösser ist die Aehnlichkeit mit dem Typus von S. Gereon in Köln, und ist die konkurrierende Kenntnis irgend eines in diese Familie gehörenden Bauwerkes vorauszusetzen. Dreistöckiges Oktogon; unten Nischen in den fast 3 m dicken Mauern; darüber ein (ursprünglich innerer) Umgang in der Mauerstärke und weiter die auf ca. $\frac{3}{4}$ m verjüngte Obermauer mit Fenstern und Balkendecke. — v. Cohausen bei Erbkam 1871.

GERMIGNY DES PRES (Dép. Loiret) (Taf. 41, Fig. 9, 10). Kirche der HH. Ginevra und Germinus; erbaut a. 806 von Theodulf, Abt von S. Fleury, nachmals Bischof von Orléans, einem Angehörigen der Akademie Kaiser Karls. Vom ursprünglichen Bau das Wesentliche bis vor kurzem erhalten (1863 abgebrochen); das Fehlende leicht zu ergänzen. Ein Chronist des 10. Jahrhunderts nennt sie »basilicam miri operis, instar videlicet ejus quae Aquis est condita«. Eine direkte Nachahmung des Aachener Baues ist hier noch weniger vorhanden wie in Mettlach. Der Vergleichspunkt kann nur im allgemeinsten liegen: dem zentralen Grundplan mit überhöhtem, lichtbringendem Mittelraum. Vgl. S. 48. — Parker in Archeologia 1857; Merimée in Dalys Revue 1849; Bouet im bull. mon. 1868. De Baudot, Églises de bourgs et de villages II, teilt eine ansprechende Restauration von Lisch mit.

S. MICHAEL ZU FULDA (Taf. 41, Fig. 11, vergl. Taf. 9), Rundkapelle auf dem Begräbnisplatz der Mönche, erbaut a. 820—22; vergl. oben S. 43 u. v. Dehn-Rotfelser, Kurhess. Bdkm.

3. Die kreuzförmige Basilika.

Hugo Graf: »Opus francigenum«, Stuttgart 1878.

Es giebt ganz und gar ein unvollständiges und schiefes Bild von dem Totalgehalte der karolingischen Baubestrebungen, wenn es, wie allzu oft geschehen ist, unter dem prävalierenden Eindrucke des einen Monumentes, der Aachener Palastkapelle, als der vermeintlich sprechendsten Verkörperung des Bauideales der Epoche, zustande kommt. Urkunden und Geschichtsschreiber bezeugen die grosse Zahl der direkt oder indirekt durch Karl ins Leben gerufenen Kirchenbauten und es unterliegt keinem Zweifel, dass es regelmässig, d. i. bei allen Kathedral-, Pfarr- und Klosterkirchen basilikale Anlagen waren, wie es eben die Sitte des Abendlandes mit sich brachte. Das quantitative Uebergewicht der Basilika ist aber noch nicht die Hauptsache. Während das geschichtliche Verdienst der karolingischen Zentralbauten wesentlich und allein ein konservatives ist, wird die Basilika das Gebiet, wo die Epoche über das Ueberlieferte hinaus selbständige Schritte wagt, den Besitzstand der Architektur erweitert. Und zwar durch Motive von allerhöchster Fruchtbarkeit und Tragweite. Obenan die unter den Händen der Franken sich vollziehende Erweiterung des in der Baupraxis eines halben Jahrtausends unverändert fortgeerbten Basilikenplanes zur Gestalt des lateinischen Kreuzes. Die Geschichte des romanischen Stils zeigt die allmähliche Rezeption dieses fränkisch-karolingischen Motives im gesamten Abendlande; es behauptet in der Gotik den ersten Platz; es lebt noch fort in der Renaissance.

So hoch die künstlerische Bedeutung der Neuerung anzuschlagen ist, gaben den Anstoss dazu doch nicht eigentlich ästhetische, sondern praktische gottesdienstliche Desiderate. In der altchristlichen Basilika hatte die bauliche Entwicklung des Priesterhauses nicht gleichen Schritt gehalten mit dem numerischen Zuwachs der Priesterschaft. Jetzt unternahmen es die Franken, über diesen Mangel hinwegzukommen. Es ist bemerkenswert, dass die Neuerung von den grossen Klöstern ausging, deren Frequenz damals enorm anwuchs. Fulda z. B. hatte schon unter dem zweiten Abte 400 Mönche; Centula ihrer 300, ungerechnet die beim Chordienst verwendeten Schüler. Verwandte Verhältnisse lagen in den Kathedralkirchen vor, seitdem die der Benediktiner nachgebildete Regel Chrodegangs von Metz, welche die gesamte Geistlichkeit der Bischofsstadt zum Zusammenleben im Münster (monasterium)

und Zusammenwirken im Chor verband, im fränkischen Reich zur allgemeinen Durchführung gelangte. Die also gehäufte Zahl der Geistlichkeit, deren zunehmende aristokratische Sonderung vom Volke, welche man besonders den neubekehrten germanischen Nationen gegenüber hervorzukehren für gut fand, die vermehrte Umständlichkeit und Pracht der Zeremonien, — alles das machte die Erweiterung des Chorraumes dringlicher wie je. Diese Erweiterung in der Richtung zu suchen, wie es bisher immer geschehen war und in Italien noch fortgesetzt geschah, d. i. durch Vorschieben der Chorschranken in das Hauptschiff des Gemeindehauses, gaben die Franken auf. Sie nahmen die Erweiterung nach der entgegengesetzten Seite des Querhauses, nach Osten, an, machten den Chor zu einem besonderen Bauteil, den sie zwischen das Querhaus und die Apsis einschoben: — das ist eben, nach dem uns geläufigen, von jener Zeit übrigens nicht verwerteten, Vergleiche die Verwandlung der *crux commissa* oder des *signum Tau* in die *crux immissa*, *crux capitata*. Klärlich ist dieses die einzige logische und wahrhaft architektonische Lösung.

Ein zweites ist die Ortsveränderung des Altars. Aus dem Querschiff wird er in den neugewonnenen jenseitigen Ostbau hinausgerückt. Hiermit erst kommt der Altar, wie es sich gebührt, zu seinem eigenen Altarhaus, wird das Allerheiligste bedeutsam charakterisiert und herausgehoben.

Wahrscheinlich hat dann noch ein drittes Moment zu diesem Ergebnis mitgewirkt, d. i. die Rücksicht auf die um diese Zeit in den Ländern des Nordens ein notwendiges Requisit aller grösseren Kirchen werdende Krypta. Eine solche Krypta, zu einem geräumigen und um der Lichtführung willen zur Hälfte über das Niveau des Kirchenflures emporsteigenden Oratorium erweitert, wie man sie jetzt verlangte, ist mit dem alten T-förmigen Chorschluss nicht wohl in Verbindung zu bringen. Der Flächenraum der Apsis wäre ihr zu klein, anderseits würde die eventuelle Ausdehnung über den Mittelraum des Querhauses die räumliche Wirkung des letzteren empfindlich beeinträchtigen¹⁾. Durch den Fortschritt zum Grundplan des lateinischen Kreuzes aber sind diese Schwierigkeiten beide überwunden. In dieser neuen Kombination wird die Krypta aus einem bedenklichen zu einem wertvollen Baugliede; wertvoll nicht bloss um ihrer selbst willen, sondern auch

¹⁾ Wie es z. B. in dem noch T-förmig abschliessenden Münster zu Strassburg wirklich geschehen ist.

für die Oberkirche, indem sie das Sanktuarium über das Niveau des Gemeindehauses emporhebt als eine imposante Bühne für den Altar und seine Feier.

Hiermit erst sind die durch die Ausbildung des Altarhauses im Sinne der *crux capitata* gewonnenen Vorteile völlig sichergestellt. Nun mochte es immerhin geschehen, wie in Kirchen mit besonders ausgedehntem Chordienst nicht zu vermeiden war, dass die Schranken des Chores wieder nach alter Weise in das Quer- oder selbst das Langhaus vorrückten: ein Blick auf den Hochbau genügte zur Aufklärung der einheitlichen Kompositionsidee.

Die erste Anregung zu der geschilderten Umgestaltung der Basilika haben also praktische Motive des Gottesdienstes gegeben. Sehr bald aber, wie es scheint, wurde das künstlerisch Bedeutsame und Entwicklungsfähige, das darin liegt, erkannt und verwertet.

Während in der Summe der altchristlichen Basiliken die mit Querschiff versehenen einen verschwindend kleinen Prozentsatz ausmachen, so ist umgekehrt für die nordisch-romanische Basilika der Besitz des Querschiffes die Regel, der Mangel desselben eine nur gewissen Provinzialstilen eigene Abweichung. In der Kreuzbasilika wird auch die Bedeutung des Querschiffes innerhalb des Gesamtorganismus eine andere. Der Rückblick auf die durch ein Querschiff ausgezeichneten Basiliken Roms zeigt dasselbe überall als selbständigen ungeteilten Raum, welcher dem Langhaus sich entgegenstemmt und die in dessen Arkaden ausgedrückte Fortbewegung zum Stillstand bringt. Diese ausgesprochen und allein kontrastierende Bedeutung verliert es jetzt, es wird in den Rhythmus des Ganzen organisch eingegliedert, gleichzeitig denselben bereichernd und strenger einigend. Mit logischer Folgerichtigkeit zieht der erste Schritt einen zweiten nach sich: Das bisher willkürliche und schwankende Verhältnis der Breitendimension des Querschiffes zu derjenigen des Hauptschiffes kann nicht länger geduldet werden; beide Masse müssen einander gleichgesetzt werden; und somit gewinnt die Fläche ihrer Durchschneidung, das Kreuzesmittel, eine ein für allemal feststehende, vermöge ihrer Einfachheit leicht fassliche Konfiguration: als Quadrat. Weiter soll dieses auch im Aufbau nach seiner zentralen Bedeutung nachdrücklich hervorgehoben werden und wird demgemäß nach allen vier Seiten durch Gurtbögen markiert, welche Form bis dahin nur zur Abgrenzung von Querschiff und Hauptschiff (als sog. Triumphbogen) in Verwendung gekommen war. Und hatte diese Abgrenzung bis dahin immer noch den

Charakter einer Wand gehabt, wenn auch einer von weiten Oeffnungen durchbrochenen, so verschwindet jetzt diese Scheidewand gänzlich, die Träger der Gurtbögen werden zu Pfeilern mit kreuzförmigem Grundriss. Es folgen weitere Konsequenzen. Man will die Vierung nicht nur als Mittelpunkt, sondern auch als Gesetzgeberin des ganzen Grundrisses betrachtet wissen, indem man die in ihr enthaltenen Masse auch den übrigen Räumen zur Norm giebt: zuerst wird die Fortsetzung des Mittelschiffes gegen die Apsis congruent der Vierung gemacht; dann geschieht das Gleiche mit den beiden Flügeln des Kreuzschiffes; schliesslich darf auch das Langschiff sich nicht beliebig entwickeln, sondern nur als Summe von zwei, drei oder mehr der im Kreuzesmittel gegebenen Einheiten.

Unverkennbar enthält in der Kreuzbasilika die Behandlung des Quer- und Altarhauses eine Annäherung an das Kompositionsprinzip des Zentralbaues. Die Hypothese aber, dass diese Um- und Fortbildung der Basilika thatsächlich vom Zentralbau ihren Ausgang genommen habe, entbehrt gleich sehr der äusseren historischen, wie der inneren architektonischen Begründung. Nächst der Befriedigung der oben bezeichneten ritualen Bedürfnisse ist das Ziel, worauf am meisten jene Zeit hinauswollte: den Kirchenbau über die lockere, unentschiedene Behandlungsweise der älteren Jahrhunderte, über alle Willkür und Missverständnisse hinauszuheben durch Fixierung einer leicht verständlichen, in der Anwendung untrüglichen, alle Einzelverhältnisse durchdringenden und sicherstellenden Regel. Die Kreuzbasilika bezeichnet, verglichen mit der altchristlichen, nicht nur einen relativen Fortschritt — insofern sie die besonderen Anschauungen und Bedürfnisse des Mittelalters vollkommener zum Ausdruck bringt — sie ist auch an und für sich, im Sinne des Organischen, eine Form höherer Ordnung. Es ist der von innen heraus wirkende Trieb nach entschiedener Betonung des Richtungsmomentes, nach straffer Sammlung und Bindung, welcher sie zu ideeller Annäherung an den Zentralbau bringt; äusserlich von diesem abhängig ist sie nicht.

Die frühesten beglaubigten Beispiele von Basilikenplänen im Sinne des lateinischen Kreuzes begegnen uns in der Zeit Karls des Grossen. Trügt nicht alles, so ist dies auch die Zeit ihrer Entstehung. Für die geschichtliche Stellung eines derartigen Typus von höchst einfachem Grundgedanken trägt es nichts oder wenig aus, ob er vielleicht schon früher hier und dort einmal versucht worden; wesentlich ist allein die Frage, wann die entschiedene allgemeine Teilnahme für ihn

beginnt. Denn seine massgebende Gestalt gewinnt er nie durch einen einzelnen, sondern durch die Arbeit eines ganzen Geschlechtes.

Oertlich verteilen sich die ältesten uns bekannten Denkmäler dieser Klasse wie folgt: Fulda c. a. 800, Köln a. 814, S. Gallen a. 830, Hersfeld beg. a. 831, Werden a. R. voll. a. 875. Nach Ausscheidung von S. Gallen, dessen Bauriss von auswärts eingesandt war, ist also das früheste Verbreitungsgebiet ein ganz bestimmt begrenztes: das fränkische Rheinland mit Hessen. Wir müssen sie als die Wiege der Kreuzbasilika betrachten. Die Probe auf die Richtigkeit dieser Annahme giebt die weitere Verbreitung im 10. und 11. Jahrhundert. Da findet sich das lateinische Kreuz im Gebiete des fränkischen und sächsischen Stammes als anerkannte Normalform; in Alemannien und Bayern zeigt es sich nur sporadisch zwischen überwiegend querschifflosen oder T-förmigen Grundrissen; im westfränkischen Reich wie in Italien ist es bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts überhaupt unbekannt.

S. GALLEN (Taf. 42, Fig. 2). Von dem Bau selbst, begonnen a. 830, ist keine Spur mehr übrig, erhalten aber ist uns der Bauriss: das früheste, absolut sichere Zeugnis für den fraglichen Typus. Abt Gozbert hatte ihn von auswärts sich zusenden lassen. Nach der Person des Autors zu raten ist aussichtslos. Wir haben ihn als einen jener hochgestellten und hochgebildeten Geistlichen in der Umgebung des Kaisers zu denken, welche für den Baugeist der Zeit hauptsächlich bestimmend waren. Noch Gozberts zweiter Nachfolger in der Abtswürde liess sich, als er einige bauliche Neuerungen vorhatte, Hofbaumeister (»palatini magistri«) kommen. Der Bauriss von a. 830 kann indes, so wie er vorliegt, nicht ausgeführt worden sein, da er auf die besonderen topographischen Verhältnisse des S. Galler Klosterbezirkes nicht Rücksicht nimmt; er will nur in den Grundzügen skizzieren, was man in den leitenden Kreisen damals für mustergültig hielt, und eben dies macht ihn für uns so wertvoll. Zu bedauern bleibt, dass die summarische, mehrfach bloss andeutende Art der Darstellung dem heutigen Betrachter einiges unaufgeklärt oder zweifelhaft lässt. — Bemerkenswert ist die mathematisch abstrakte Strenge in der Durchführung der Kreuzesgestalt. Nicht nur, dass das Kreuzesmittel als reines Quadrat formiert ist, es ist auch bereits zur durchgehenden Masseinheit genommen. Einerseits die Kreuzflügel samt dem Altarhaus, anderseits das Hauptschiff erweisen sich in ihrem Flächenraum als gleiche Hälften, eine jede das Produkt aus drei Mittelquadrate. Lehrreiche Aufschlüsse giebt sodann die Skizze der durch die Zwecke des Kultus bedingten inneren Einteilung. Zunächst fällt auf, dass zwei Chöre vorhanden sind, ein östlicher und ihm gegenüber ein westlicher. Von der Be-

deutung des letzteren handeln wir an späterer Stelle. Der Ostchor zerfällt in drei durch Ballustraden, nach aussen wie unter sich, abgesonderte Kompartimente: 1) Apsis und Altarhaus (»sancta sanctorum«), durch die darunter befindliche Krypta um sieben Stufen überhöht, an den Wänden ringsum laufende Bänke für die Presbyter. 2) Der Sängerchor, in seiner Ausdehnung der Vierung entsprechend. 3) Die ersten $1\frac{1}{2}$ Arkaden des Hauptschiffes einnehmend ein während des Gottesdienstes frei bleibender Zwischenraum, der den Ambo und zwei Lesepulse enthält. Diese Räume beziehen sich auf den Dienst am Hauptaltar; ausserdem sind noch über die ganze Kirche Nebenaltäre verteilt, jeder mit eigenen Schranken und Gestühl; in der Wahl ihrer Plätze kommt eine wahrscheinlich sorgfältig erwogene Rangabstufung der betreffenden Heiligen zum Ausdruck. — Hier einige von den erklärenden Beischriften des Risses: A) Exedra; B) Sancta sanctorum; a) Altar S. Pauli; b) Altar S. Mariae et S. Galli; c) Altar S. Benedicti; d) S. Columbani; e) SS. Philippi et Jacobi; f) S. Andreae; g) S. Salvatoris et S. Crucis; h) S. Joannis Bapt. et S. Joan. Evang.; i) S. Petri; C) Chorus psallentium; k) accessus ad confessionem; l) in cryptam introitus et exitus; m) analogia ad legendum; n) ambo; o) fons. D) Chorus.

Der Typus der fränkischen Kreuzbasilika tritt uns in S. Gallen bereits in ganz reifer und strenger Durchbildung entgegen. Es ist nicht zu denken, dass er gleich auf den ersten Wurf so gelungen sein sollte. Und vielleicht ist uns aus der Reihe der Vorstufen ein Denkmal noch erhalten: die Klosterkirche zu HERSFELD (Taf. 42, Fig. 3). Der älteste Bau, gewiss nur ein Notbau, begann a. 768; Monumentalbau a. 831—850; a. 1038 Feuersbrunst; die Krypta ist schon a. 1040 von neuem geweiht und die Herstellung des Hochbaues im Chor und Querhaus wird, nach der Verwandtschaft der Formen zu schliessen, bald nachgefolgt sein; die Vollendung des Westbaues bis a. 1144 verzögert; seit der Brandlegung durch die Franzosen a. 1761 Ruine. — Die zunächst nach a. 1038 renovierten Teile zeigen, verglichen mit der unter der gleichen Oberleitung (des Abtes Poppe von Stablo) einige Jahre vorher erbauten Klosterkirche zu Limburg a. d. Hardt, die grösste Uebereinstimmung der Detailformen, ja sogar genau die gleiche Gesamthöhe (vergl. Taf. 55). Um so auffälliger ist der prinzipielle Unterschied in den Grundrissen. Noch mehr: derjenige von Hersfeld widerspricht überhaupt allen im entwickelten deutschen Romanismus geltenden Regeln. Während in Limburg der übliche quadratische Schematismus korrekt befolgt ist, zeigt in Hersfeld das Querhaus nicht nur eine abnorme Ausladung der Flügel, sondern es ist auch schmäler als das Mittelschiff und es fehlen ihm die Schwibbögen über dem Kreuzungsmittel. Diese letzteren Anomalien treten dadurch noch schärfer ins Licht, dass sie

an dem sonst den Hersfelder Grundriss kopierenden Dom zu Würzburg geflissentlich vermieden sind (vergl. Taf. 48, Fig. 2 u. 3). Alles dies verliert sogleich sein Verwunderliches, ja Unbegreifliches, wenn man annimmt, dass der Brand von a. 1038 kein vollständig zerstörender gewesen sei, so dass der Herstellungsbau mindestens in der Ostpartie die alten Fundamente konserviert habe¹⁾). Unterstützt wird diese Hypothese durch die ungewöhnlich schnell, nämlich schon zwei Jahre nach dem Brände erfolgte Wiedereinweihung der Krypta. Vergleicht man sodann die auf Taf. 42 vereinigten Grundrisse, so zeigt sich, dass der von Hersfeld zwischen dem merowingischen (Fig. 1) und den karolingischen (Fig. 2 u. 4) gerade eine mittlere Entwicklungsstufe einnimmt, und dies verleiht ihm ein ganz besonderes Interesse.

Vielleicht ist uns in Hersfeld eine ziemlich genaue Nachahmung erhalten von der an der Spitze der Schule stehenden Klosterkirche zu FULDA. Unter den ostfränkischen Klöstern durch den Ruhm seines Stifters, Winfrid-Bonifacius, das angesehenste und am stärksten frequenzierte. In rascher Folge werden Erweiterungsbauten nötig: die Baulust der Aebte äussert sich aber gleich so grossartig, dass die Mönche aufsässig werden. Fremden Rates, wie in S. Gallen, scheint man nicht bedurft zu haben; das Kloster zählt unter seinen eigenen Mönchen baukundige Männer; einige von ihnen studieren den Vitruv, zu dessen Erläuterung Elfenbeinmodelle vorrätig sind; Einhard ist aus dieser Schule hervorgegangen und bleibt in Korrespondenz mit ihr. Für die Bauthätigkeit im fränkischen Ostreich scheint Fulda der wichtigste Mittelpunkt gewesen zu sein, und nicht unwahrscheinlich geht der Bauplans von S. Gallen mindestens indirekt auf diese Quelle zurück. Von der Fuldaer Hauptkirche ist keine eigentliche Beschreibung überliefert, nur gelegentliche kurze Andeutungen, weshalb mehr als ein ungefähres Bild von ihr nicht zu gewinnen ist. Der zweite Abt, Baugulf, lässt durch den Mönch Ratger einen Erweiterungsbau beginnen, welcher, wie es scheint, auf allmähliche Ersetzung der alten Teile nach einheitlichem Plane von Anfang an berechnet ist. Unter Baugulf (a. 779—802)

¹⁾ Nach der lange dauernden unkritischen Art, die Baugeschichte des Mittelalters zu behandeln, herrscht jetzt eine hyperkritische. Viel zu oft werden die Nachrichten der Chronisten über Brandschäden so genommen, als müssten dieselben jedesmal die Zerstörung des Gebäudes bis auf den Grund bedeuten. Besonnenere Kritik wird jeden einzelnen Erneuerungsbau darauf zu prüfen haben, wie viel er etwa, sei es real, sei es in der Idee, von seinem Vorläufer herübergewonnen hat. Dass der Platz eines einmal geweihten Altars ungern verlassen wurde, ist bekannt, und darin liegt eine gewisse konservierende Rücksicht auch auf die Architektur. Wir werden im folgenden noch oft auf diese unsere Ansicht zurückkommen. Hier nennen wir als Beispiel nur die wahrscheinlich gleichfalls von Poppe geleitete Restauration des Strassburger Münsters, wo unter denselben Voraussetzungen, wie wir sie für Hersfeld vermuten, der altägyptische T-förmige Chorschluss beibehalten ist.

wird das Querhaus (*transversa domus*) vollendet und eine Erweiterung nach Osten vorgenommen: also lateinisches Kreuz. Von Ratger als dieser zur Abtwürde auftrückte, heisst es sodann: »Occidentale templum (Westchor) mira arte et immensa magnitudine altari copulans, unam facit ecclesiam.« Eigil versieht beide Chöre mit Krypten und vollendet die innere Ausstattung; a. 819 erfolgt die Einweihung. Ein Brand von a. 937 macht einen Herstellungsbau nötig, der jedoch den älteren, scheint es, genau reproduziert. Die Grundform des lateinischen Kreuzes tritt in der Schilderung bestimmt hervor; das Langhaus hat 20 Säulen, also jederseits 11 Arkaden, und 22 Oberfenster; das Querhaus 18 Fenster. — Ueber die Baugeschichte Gegenbauer im Fuldaer Gymnasialprogramm 1881. — Als eine Nachahmung der Fuldaer Salvatorkirche betrachtet man den a. 814 begonnenen Dom zu Köln; die Nachrichten sind sehr dunkel.

WERDEN A. D. RUHR (Taf. 42, Fig. 4). In dem spätromanischen Umbau sind Reste des a. 875 geweihten Stiftungsbaues enthalten, welche das lateinische Kreuz des Grundplans sicher stellen; ausführlicher begründet unter Abschnitt 7.

MICHELSTADT (Taf. 42, Fig. 5, Taf. 44, Fig. 1) und SELIGENSTADT. Die an diesen beiden Orten im Odenwald von Einhard errichteten Stiftskirchen (die erstere vollendet a. 827, die zweite begonnen a. 828) sind in erheblichen Teilen noch erhalten. Während für die oben betrachteten grossen Abteikirchen durchweg das lateinische Kreuz massgebend war, beharrt die für eine nur mässige Zahl von Stiftsherren bestimmte Michelstädter Basilika im Kreise der älteren Grundformen (in Seligenstadt gerade die Ostpartie in ihrer ursprünglichen Anlage nicht mehr erkennbar). Der Vorderchor gegen die Querhausflügel durch tief herabsteigende Bögen abgegrenzt — eine im frühen Mittelalter häufige Anlage, vgl. Agliate Taf. 44, Fig. 2. S. Pietro und Sta. Maria in Toscanella (Taf. 72 u. Taf. 76); S. Vincenzo alle tre fontane bei Rom, Abb. bei Bunsen Bl. 12; S. Miguel de Escalada (Taf. 75); S. Généroux, Abb. b. Gailhabaud I; S. Salvator in Aachen, Abb. b. Bock, Rheinl. III. In der Richtung des Hauptschiffes waren, wie die bis zur Höhe der Arkaden hinaufreichenden Mauerverzahnungen und ein quer durch das Schiff laufendes Fundament erkennen lassen, die Chorschranken durch eine Kolonnade gebildet, ähnlich den auf S. 98 besprochenen. (Den gleichen Zweck hatten vielleicht die a. 990 dem Kloster Korvey geschenkten sechs bronzenen Säulen.) — Braden im Archiv f. hessische Gesch. XIII. Schäfer in Lützows Z. f. bild. Kunst IX. Schneider in Nassauer Annalen XII, XIII.

INGELHEIM: S. REMIGIUS (Taf. 42, Fig. 6). Erbaut von Kaiser Otto I. Einschiffig, flache Balkendecke. Eine Anlage, wie man sieht, die sowohl von dem durch das Aachener festgestellten Typus der Palastkapellen als auch von demjenigen der Pfarrkirchen prinzipiell abweicht; vielleicht aus dem zwischen a. 768—774 ausgeführten Bau Karls d. Gr. herübergenommen die Ecktürme zu Seiten der Apsis aus dem Restaurationsbau Kaiser Friedrichs I.; — v. Cohausen in »Abbildungen von Mainzer Altertümern« Heft 5; Wörner im Correspondenzblatt der deutschen Geschichtsvereine 1881. — Aehnliche Grundrisse, indes nur bei gewölbten Decken, zuweilen im westfränkischen Reich. Viollet-le-Duc V, 181: »Saint-Etienne de Beaugency (Dép. Loiret). Église fort ancienne, 9. ou 10. siècle. Nef étroite, longue, sans bas-côtés. Transept très-prononcé, avec chapelles semi-circulaires orientées. Voûtes en berceau, voûtes d'arête sur le centre de la croisée.«

KOBLENZ: S. KASTOR (Taf. 47, Fig. 7). Erbaut von Erzbischof Hetti von Trier, Weihe a. 836. Wiederholentliche Brandbeschädigungen. Seit Mitte saec. 12 Erneuerung, zuerst des Chores, dann durch Erzbischof Johann I. (a. 1190—1212) Transept und Langhaus. Das flachgedeckte Mittelschiff Ende saec. 15 mit Sterngewölben versehen, die Mauer des südlichen Seitenschiffs nach aussen verblendet. — Dr. Lehfeldt glaubt (nach brieflicher Mitteilung), dass, die Gesamtdisposition der Westturmanlage und einige aussen vermauerte Architekturteile desselben ausgenommen, nichts weiter vom Bau des saec. 9 übrig sei. Wir möchten mehr dafür in Anspruch nehmen. Uns ist höchst auffällig, dass zwar der Chor und die Pfeilerstellung des Langhauses dem im entwickelten deutsch-romanischen Stil üblichen quadratischen Schematismus folgen, dagegen der Teil, wo derselbe am meisten geboten ist, d. i. das Querhaus, nicht. Eine solche Anomalie hätten die Baumeister des saec. 12 bei einem totalen Neubau sich nicht zu schulden kommen lassen. Ebenso besitzt das Mittelschiff eine für das saec. 12 ganz ungewöhnliche Breite. Wir glauben, dass man zunächst nur auf die Erneuerung des Chores Bedacht gehabt hat und dass deshalb bei der nachfolgenden Restauration des Quer- und Langhauses die alten Umfassungsmauern (jedoch nicht auch die Pfeiler) in ihren Grundlinien festgehalten wurden. Vergleicht man die in unserem Grundriss schwarz angelegten Teile mit einem anderen, sicher karolingischen Monument, der Einhardsbasilika zu Michelstadt (Taf. 42, Fig. 2), so zeigt sich genauste Uebereinstimmung der Disposition. Vielleicht beruht dieselbe nicht bloss auf der gleichen Zeitstellung. Es ist von Einhard ein Brief erhalten (Mon. Germ. II, p. 603), mit dem derselbe dem obengenannten Erzbischof Hetti Reliquien übersendet, welche dieser zur Weihe einer neuen Basilika sich erbeten hatte. Unter den von Hetti erbauten

Kirchen nimmt aber die von S. Kastor die erste Stelle ein. Die Ver-
mutung liegt nicht fern, dass Hetti von dem baukundigen Freunde
schon früher auch den Plan zu seiner Kirche sich habe schicken lassen.
In diesem Zusammenhange scheinen die auffallend an die Aachener
Palastkapelle erinnernden Flachnischen der Seitenschiffe doppelt be-
achtenswert; vielleicht ist auch dieses Motiv dem karolingischen Bau
nachgebildet. — Monographie von A. J. Richter, 3. Auflage, Koblenz
1868; F. Bock in »Rheinlands Baudenkmale«.

Die hohe baugeschichtliche Bedeutung des Ueberganges vom T-för-
migen zum lateinischen Kreuz wurde zuerst von Hugo Graf (»Opus
francigenum«, Stuttgart 1878) erkannt und mit Nachdruck vertreten.
Hierdurch hat Graf sich ein nicht geringes Verdienst erworben. Seinen
Einzelausführungen vermögen wir aber nicht beizutreten. Graf be-
hauptet die Entstehung des lateinischen Kreuzes in der Weise, dass
einem in »reiner Kreuzform« (analog S. Nazaro in Mailand, oben S. 45)
ausgeföhrten Gebäude nachträglich eine dreischiffige Basilika ange-
hängt worden; Ort und Zeit der Entstehung verlegt er in das mero-
wingische Paris des 6. Jahrhunderts; die massgebenden Urbilder sind
ihm die Vincentiusbasilika in ihrer präsumtiven Erweiterung durch
Chilperich a. 577 und demnächst die Dionysiusbasilika Dagoberts
a. 628. Um zu diesem Ergebnis zu gelangen, bedurfte Graf einer
langen, kunstvoll geordneten Reihe von Konjekturen, deren meist
schwache Begründung anzufechten leicht wäre. Wir sind dieser Pflicht
jedoch enthoben, da der Gegenbeweis einfach ad oculos demonstriert
werden kann. Graf hat übersehen, dass in Saint-Denis an dem ent-
scheidenden Ostbau die Fundamente des Dagobertischen Baues
noch vorhanden sind. Viollet-le-Duc IX, 228 hat sie abgebildet,
danach bei uns Taf. 42, Fig. 1. Dieser Grundriss sieht nun freilich
ganz anders aus als das Phantasiegebäude Grafs: es zeigt den für jene
Zeit normalen T-Schluss. Weiter hat Graf unbeachtet gelassen, dass
bis ins 11. Jahrhundert hinein in Paris und Nordfrankreich überhaupt
kein einziges Mal der Grundplan des lateinischen Kreuzes nachzuweisen
ist, wodurch allein schon die Behauptung, diese Gegenden seien die
früheste Heimat der in Rede stehenden Form, gerichtet ist (s. dagegen
z. B. die Grundrisse der Ste. Généviève bei Lenoir, Statistique mon.
de Paris I, von S. Remy zu Reims, von Vignory etc.). Nicht minder
widerstreben der Grafschen Hypothese alle inneren Gründe. Hätte
der Zentralbau den Ausgangspunkt gebildet, so müsste er notwendig
den Gewölbebau im Gefolge gehabt haben. Wie in Wirklichkeit eine
aus der basilikalen Erweiterung eines Zentralbaues entstandene Anlage
aussieht, lehren Sta. Maria im Kapitol zu Köln oder S. Fedele zu Como.

4. Doppelte Chöre.

Otte, Handbuch I, 55—58; v. Quast in Z. f. christl. Arch. I, 276 f.; Kraatz in Z. d. Harzvereins X, 216 f.; Holtzinger in »Beiträge zur Kunstgeschichte« V.

Verwandte rituale Desiderate, wie diejenigen, welche die Erweiterung des Ostbaues der Basilika zur Gestalt des lateinischen Kreuzes herbeiführten, wirkten umgestaltend auch auf deren westlichen Gegenpol. War in der altchristlichen Basilika dieser Teil mit grosser Klarheit als Stirnseite und Introduktionsbau charakterisiert, so greift jetzt in der karolingischen Zeit eine überraschende und radikale Veränderung Platz. Dieselbe geht vom Innenraum aus und besteht darin, dass die Geistlichkeit an dieser Stelle einen zweiten Chorraum mit Schranken und Gestühl sich einrichtet. Die grossen westlichen Thüröffnungen des Hauptschiffes verschwinden damit, und bald macht sich der neu etablierte Westchor auch darin bemerklich, dass er über die Abschlusslinie der Seitenschiffe nach aussen vorspringt, gleichwie der Ostchor über das Transept, und schliesslich bleiben auch die Concha und die Krypta nicht aus, so dass er nun ein völlig symmetrisches Gegenstück zu seinem älteren Bruder abgibt. Dass damit der Narthex der altchristlichen Basilika ausfallen muss, ist eine selbstverständliche Konsequenz; bald folgt als weitere die Abschaffung des Vorhofes.

Die doppelchörigen Anlagen — ein paar sporadische und unter sich in keinem Zusammenhange stehende Fälle aus älterer Zeit abgerechnet — sind ein fränkisch-karolingisches Produkt, und zwar wiederum ganz vorzugsweise der östlichen Reichshälfte. Sie haben sich aber nicht, gleich dem Grundplan des lateinischen Kreuzes, von hier aus allmählich dem ganzen Abendlande mitgeteilt, sondern sind ein fast ausschliessliches Eigentum und Abzeichen des deutsch-romanschen Stils geblieben. Vom 9. bis in die erste Hälfte des 12. Jahrhunderts ist in Deutschland die Doppelzahl der Chöre nicht nur häufig, sondern bei grossen Kirchen geradezu vorwaltend. Seit etwa a. 1150 wird sie bei neuen Stiftungen selten und bald gar nicht mehr angewandt; so oft wir Westapsiden in spätromanischen Bauformen erblicken, müssen sie in der Regel als von älteren Gründungen ihrer Disposition nach herübergenommen gelten¹⁾.

¹⁾ Anachronistische Spätlinge gotischen Stiles s. bei Otte a. a. O. p. 58.

In der Einführung des Westchores haben wir nicht etwa einen Rest des Schwankens über die Orientierung zu sehen — denn die östliche Richtung des Hauptaltars stand um diese Zeit im Norden durchaus fest —, auch nicht, wie wohl behauptet worden, eine Einwirkung des Zentralbaus; die allermeisten Fälle werden auf die folgenden häufig koinzidierenden Grundgedanken zurückzuführen sein.

Die kumulierte Heiligenverehrung forderte in jeder grösseren Kirche eine Mehrheit von Altären. Gegen die Ueberzahl derselben sehen schon karolingische Kapitularien sich gedrungen, einzuschreiten, indes erfolglos. Der Bauriss von S. Gallen giebt ihrer nicht weniger wie 17 an. Dies hatte bereits früher Anlass gegeben, der Ostseite des Querhauses kleinere Nebenapsiden beizuordnen. Allein dem hierarchischen Zuge der Zeit und der Gewissenhaftigkeit, welche für besondere Wohlthaten auch besondere Erkenntlichkeit heischte, entsprach es, dass man aus der Schar der befreundeten Heiligen einen kenntlichst an die Spitze zu stellen wünschte und deshalb für seinen Altar nach einem Platze suchte, der nur mit demjenigen des Hauptaltars, sonst mit keinem, in Vergleich zu bringen wäre. Ein solcher Platz nun konnte einzig auf der Längenaxe der Kirche zu finden sein. Hier, in dem mittleren Teile derselben, finden wir häufig z. B. einen Altar des Salvators oder des hl. Kreuzes erwähnt. Allein da man in der Regel in der glücklichen Lage war, mit dem Namen des Titelheiligen zugleich seine sterblichen Reste oder Stücke davon verehren zu können, und der Kult der letzteren ohne Krypta nicht vollständig gewesen wäre, so waren jene mittleren Teile nicht zu brauchen, und man musste bis an das noch freie Westende der Hauptaxe hinausrücken. Dies ist das eine.

Das andere ist die Unmöglichkeit in sehr stark bevölkerten Klöstern die Mönche alle in dem einen Ostchor unterzubringen; also derselbe Beweggrund, welcher um dieselbe Zeit zur kreuzförmigen Ausbildung des Ostbaues führte. Es ist wichtig zu wissen, dass es Klosterkirchen sind, von denen beide Neuerungen ausgehen. Unverhehlbar ist in dieser Konkurrenz eines östlichen und eines westlichen Chores eine Abweichung von der Grundidee der Basilika gegeben, welche nicht wie das lateinische Kreuz eine organische Fortbildung, sondern im Gegenteil etwas Willkürliches, wo nicht Widersinniges an sich hat. Denn die natürliche Reihenfolge der Räume entlang der Hauptaxe ist verwirrt, die bedeutsame Gegenüberstellung von Portalbau und Altarhaus, Gemeindeschiff und Priesterchor ist aufgehoben, ja es würde das

für die Basilika so wichtige Richtungsmoment ihr ganz verloren gehen, wenn nicht die gleichzeitige Ausbildung der Kreuzesform demselben von anderer Seite her nachhülfe.

Aus altchristlicher Zeit bietet Afrika zwei Beispiele: Basilika zu Hermontis in Aegypten (*Description de l'Égypte, Architecture I*, pl. 97), Basilika zu Castellum Tingitanum (Orléansville) in Mauretanien (Abb. b. Kugler, Schnaase, Otte etc.). Nur von der letzteren kennen wir den Beweggrund: als Bischof Reparatus a. 475 starb, gab man der a. 325 erbauten Kathedralkirche als ehrenvolle Stätte für sein Grab einen westlichen Koncheneinbau. (Ueber die afrikanische Sitte, in Kirchen zu beerdigen, vgl. oben S. 12, Anmerkung). Dies Beispiel zeigt, »wie nahe liegend die Erbauung von Westchören war, wo es sich um Verherrlichung eines besonders verehrten Grabes handelte,« (v. Quast) und steht dadurch zwar nicht in historischem, wohl aber in logischem Zusammenhang mit den fränkischen Westchören.

CENTULA (Saint-Riquier) in der Normandie. Grossartiger Neubau a. 793—798 durch Angilbert, den Schwiegersohn Karls des Grossen. Es galt hier, den Stifter des Klosters, den hl. Bekenner und Wunderthäter Richarius (Riquier), gebührlich zu Ehren zu bringen. Die alte Kirche war dem Erlöser und seiner jungfräulichen Mutter gewidmet gewesen. An Stelle Mariens wird jetzt Richarius eingeschoben und jene durch Errichtung einer eigenen kleinen Kirche entschädigt. Richarius erhält seinen Altar gewohnterweise über der Stelle, wo seine irdischen Reste ruhen; da dies aber im Ostchor ist (vielleicht in einer schon im älteren Bau vorhandenen Krypta), so muss für den Hauptaltar des Salvators ein Westchor eintreten: 100 Mönche und 34 Schüler erhalten in diesem, 100 Mönche und 33 Schüler in jenem, ebensoviel in der Mitte des Hauptschiffes ihren Platz, und sollen zu jeder der kanonischen Horen gemeinschaftlich ihren Gesang erheben, in gleichmässig verteiltem Wechsel, »qualiter chorus a choro invicem non gravetur;« (das Präscript Angilberts im Chr. Centulense I. II, c. 31, D'Achery Spicilegium IV. 469).

Wenn auch der Westchor von Centula der älteste uns bekannte in der Reihe der fränkischen ist, so braucht er keineswegs der älteste in diesen Gegenden überhaupt zu sein. In Alet in der Bretagne sind die Ruinen einer doppelchörigen, querschifflosen Basilika erhalten, welche nicht unwahrscheinlich auf Fundamenten des saec. 6 steht (beschrieben und abgebildet in der *Revue arch. nouv. série VII*, 359). In jedem Fall viel zu weit gehen Graf und Holtzinger, wenn sie Fulda, S. Gallen u. s. w. alle direkt auf Centula zurückführen. Für die allgemeine Betrachtung wichtig ist allein der Umstand, dass die fragliche Form im Ostfrankenreich seit a. 800 nicht nur bekannt, sondern gleich

auch ungemein verbreitet ist, während im Westfrankenreich Centula isoliert bleibt.

In DEUTSCHLAND beginnt die Reihe mit der Salvatorkirche zu Fulda. Hier hatte man den Sarg des im Märtyrertode dahingegangenen Stifters Bonifacius, des grossen Apostels, ursprünglich mitten in der Kirche (in der Vierung?) aufgestellt; infolge bald zu Tage trentender Unzukömmlichkeiten aber erbaute man ihm eine eigene westliche Apsis und Krypta (begonnen ca. a. 800, geweiht a. 819).

In S. Gallen wurde das doppelchörige Schema, ähnlich wie in Centula, zu einer Art gütlichen Vergleiches zwischen den konkurrierenden Patronen benutzt. Die Klosterleute vermochten es sich nicht zu versagen, gelegentlich des Neubaues von a. 830 ihren Gallus an den Ehren des Hauptaltares mit der hl. Jungfrau partizipieren zu lassen. Dank der neu aufgekommenen Kreuzanlage blieb noch Raum in der Koncha für einen Altar des Apostels Paulus, des Titelheiligen der vorigen Klosterkirche, während Petrus, dem die älteste Kapelle des Ortes gewidmet gewesen war, die Westapsis erhielt. Die Disposition der Chorschranken erinnert sehr an die Vorschriften für Centula.

Im Dom zu Brixen war die Veranlassung zur Doppelzahl der Chöre die Entstehung dieses Bischofssitzes durch Verlegung aus dem älteren Säben und die dadurch gegebene Doppelung der Titelheiligen. In Reichenau war es die Erwerbung des Körpers des hl. Markus. In S. Emmeram zu Regensburg ein grosser Reliquienfund auf dem Marterberge. In Bremen die zunehmenden Forderungen des Marienkultus. In Hildesheim bestimmte B. Bernward die westliche Krypta der von ihm erbauten Michaeliskirche zur Ruhestätte seiner eigenen Gebeine, umringt von den Partikeln von 66 heiligen Körpern. In Naumburg wurde der noch im saec. 13 neuerbaute Westchor mit den Standbildern der Stifter und Gönner geschmückt und ihrem Andenken hier besondere Messen gelesen. In Laach enthält er das prächtige Grabmal des Stifters Pfalzgrafen Heinrich.

In bezug auf die liturgische Verwendung bildeten sich nach und nach sehr mannigfaltige Lokalgewohnheiten aus, deren einseitige Hervorhebung die Frage nach der ursprünglichen Bedeutung der Doppelchöre lange Zeit in Verwirrung gehalten hat. Der häufigste und wichtigste Fall ist die Verwendung der Westchöre als

NONNENCHÖRE. Der Geist der abendländischen Völker forderte so strenge Sonderung der Geschlechter, wie der griechische Ritus, nicht. Nur für geweihte Jungfrauen schien es nicht ziemlich den Augen der Laien öffentlich sich auszusetzen. Ein sehr geeigneter Platz für sie fand sich im Westchor, wenn man demselben eine

Empore einfügte. Von dort mochten sie, selber unsichtbar, den Hauptaltar bequem überblicken und mit ihrem Gesang in den Gottesdienst eingreifen. Auch Mannsklöster haben sich nachmals dieses Motiv angeeignet und die ziemlich abgeschlossenen und leicht erwärmbar Emporen als WINTERCHÖRE eingerichtet.

Es ist ein leidiges Geschick, dass an den allermeisten älteren Kirchen gerade der Westchor durch Restauration oder völlige Erneuerung seine ursprüngliche Gestalt eingebüßt hat. — Die erste Gelegenheit, in die bauliche Gestaltung Einsicht zu gewinnen, giebt der Riss von S. Gallen. Der Westchor hat hier apsidiale Gestalt; die Krypta, die für Fulda und Köln bezeugt wird, fehlt; vielleicht weil von dem Titelheiligen dieses Chores, St. Peter, umfangreichere Reliquien nicht vorhanden waren. Interessant ist die konsequente Ausdehnung der Apsidenform auf dem Vorhof, aus dessen in konzentrischem Halbkreis angeordneter Säulenalle die Eingänge in die Seitenschiffe führen. Münster zu Essen (Taf. 41): Der Nonnenchor als Halbpolygon ($\frac{1}{2}$ Sechseck); geistreiche Verwertung von Motiven aus der Aachener Palastkapelle; nach aussen unter geschickter Benützung der Treppentürme platt geschlossen; Vorhof viereckig. Der Westbau in jetziger Gestalt nach Brand von a. 947; seine Disposition etwa aus dem Gründungsbau von a. 874 herübergenommen? Der Vorhof saec. 11 erneuert, die alten Mauerverzahnungen noch sichtbar, an seiner Westseite nach altchristlicher Weise ein (gotisch erneuertes) Baptisterium. — Die traditionelle Ausstattung der Basilika mit einem westlichen Vorhof, in den Lebensgewohnheiten des Südens und seiner volkreichen Städte begründet, kam in Deutschland frühe in Abgang. Ein spätes vereinzeltes Beispiel giebt das in einsamer Waldlandschaft gelegene Kloster Laach (12. Jahrhundert, 1. Hälfte), wobei jedoch der Gedanke des Kreuzganges überwogen haben wird.

Innerhalb der allgemeinen Verbreitung des doppelchörigen Systems sind doch bestimmte Unterschiede wahrzunehmen. Nicht überall war man unempfindlich für die mit ihm verbundenen Missstände, welche dann am stärksten hervortreten, wenn der westliche Chor dem östlichen völlig konform als halbrunde Koncha gebildet wird. Ein Mittel zur Milderung des Uebels ist dieses, dass man das Halbrund resp. Halbpolygon des Binnenraumes nach aussen durch platten Abschluss maskiert, so in Essen und Reichenau. Oder einfacher: man acceptiert die rechtwinkelige Form auch für das Innere. Dies ist das regelmässige in der sächsischen und westfälischen Schule. Am Rhein dagegen und in Süddeutschland behielt man an der apsidalen Fassung überwiegendes Gefallen.

In SACHSEN bietet aus älterer Zeit S. Michael in Hildesheim das einzige Exemplar eines ursprünglich wahrscheinlich runden Westchors. Erst im saec. 12, wo überhaupt mehrfach rheinische und süddeutsche Einflüsse bemerkbar werden, sind die Fälle häufiger: S. Godehard in Hildesheim, Gernrode, Drübeck. In Gernrode (Taf. 46 u. 47, Fig. 1) umfasste ehedem die Empore der Stiftsdamen das letzte der drei Mittelschiffsquadrate; der noch bestehende Gurtbogen giebt die Grenze an; eine Doppelarkade führt rechts und links in einen kleinen Vorraum und von diesem einerseits zu den Treppenaufgängen, anderseits zu den ein paar Stufen höher liegenden Emporen der Langseiten. Um Mitte des 12. Jahrhunderts wurde der Nonnenchor in die Kreuzflügel verlegt und die Westwand durchgebrochen, um einen apsidialen Altarraum nebst Krypta für die inzwischen erworbenen Gebeine des hl. Metronius herzustellen. Vgl. v. Heinemann in Z. d. Harzvereins X. — In Drübeck (Taf. 47, Fig. 3, gest. um 880, Hauptbau saec. 11, 1. Hälfte) zeigt die Westkoncha gleichfalls die Bauformen des saec. 12, und wir dürfen annehmen, dass ihren Platz vorher eine ähnliche Nonnenempore eingenommen hat wie in Gernrode.

Platt geschlossene Westchöre ohne Emporen: Dome zu Münster, Paderborn, Bremen.

Platt geschlossene Nonnenchöre sehr häufig; als Beispiele aus dem sächsischen Gebiet nennen wir noch: Quedlinburg, Moritzberg bei Hildesheim, Gandersheim, Frose, Hecklingen, Stiftungen aus dem 9. und 10. Jahrhundert.

Eine ungewöhnliche Anordnung bietet die Kirche des Nonnenklosters S. CÄCILIA ZU KÖLN (Taf. 47, Fig. 11 und Taf. 60, Fig. 5, 6); errichtet von Erzbischof Bruno 10. Jahrhundert 2. Hälfte, erneuert 12. Jahrhundert. Die Empore ist hier ganz niedrig, aber sehr ausgedehnt, die Abs Seiten mit eingeschlossen. Vom Altar kommend steigt man aus den Seitenschiffen auf je 5 Stufen zur Empore hinauf, während aus dem Mittelschiff 7 Stufen zu einer halb unterirdischen fünfschiffigen Halle hinabführen, und aus dieser weitere 7 Stufen in die Krypta, beide mit sehr altertümlichen, auf die Brunonische Zeit hinweisenden Formen. — Hiermit zu vergleichen ist unseres Wissens nur noch die Frauenstiftskirche S. Peter und Paul zu Hadersleben unweit Halberstadt (publiziert von Hartmann BD. NS. Bl. 54). Die Kombination von Empore und Krypta ist ganz ähnlich und umfasst gleichfalls die volle Hälfte des Langhauses; die Ueberwölbung der Krypta jetzt $10\frac{1}{2}$ Fuss über dem Schiff, früher etwas höher; der jüngere Teil saec. 12, der ältere sehr wahrscheinlich auf den Stiftungsbau (a. 961), also in dieselbe Zeit wie S. Cäcilia zu Köln, zurückgehend.

Anordnung der Frauenchöre in den Flügeln des Querschiffes: S. PANTALEON IN KÖLN (Taf. 43 u. 60), S. MICHAEL IN HILDESHEIM (Taf. 43 u. 59), beide mit eigenen Altarnischen.

Wie in S. Michael Verbindung eines Mannsklosters mit kleinem Nonnenkonvent: in Huysenburg bei Halberstadt und den thüringischen Paulinzelle, Bürgelin, Vessera, alle mit westlichen Emporen.

Westemporen für Chorherren, zum Teil als Winterchöre zu betrachten: Limburg a. d. Hardt, Hersfeld, Ilbenstadt, Ellwangen, Dom zu Gurk, S. Jakob in Regensburg, S. Godehard in Hildesheim, Königslutter, Hamersleben u. s. w.

An dieser Stelle auch wohl Logen für den Kirchenpatron oder sonst ausgezeichnete Personen: das Oratorium des Kaisers in Aachen, die von Einhard in einem Briefe erwähnte Empore in seiner Seligenstädter Basilika, beide mit einem eigenen Altar.

Es ist der frühmittelalterlichen Baukunst nicht weniger wie der altchristlichen eigen, dass sie fast nur für den inneren Raum Interesse hat. Nur an diesen ist bei Einführung der Doppelchöre gedacht worden. Unvermeidlich aber heften sich daran erhebliche Konsequenzen auch in Ansehung des Aussenbaues. Die Doppelchöre sind dafür verantwortlich, dass dem deutschen Kirchenbau der wahre Begriff der Fassade bis nahe an den Schluss der romanischen Epoche fremd blieb. Sie veranlassen auch die Veränderung in der Disposition der Eingänge. Das Mittelportal fällt unvermeidlich weg. Dass man damit nicht notwendig auch auf die westliche Lage der Seiteneingänge zu verzichten brauchte, lehrte schon der Bauplan von S. Gallen. Gleichwohl ist es häufig geschehen. In Sachsen ist es geradezu Regel, die Thüren an den Langseiten anzulegen. Am Rhein und in Süddeutschland hält man es lieber wie in S. Gallen (Essen, Laach, Reichenau) oder disponiert die Thüren umgekehrt zu beiden Seiten der Ostapsis (Mainz, Worms, Bamberg).

War der Westchor durch eine Empore in zwei Geschosse geteilt, so lag überdies die Möglichkeit vor, dem Erdgeschoß, indem man es als Vorhalle auffasste, das Mittelportal zurückzugeben. Ein wichtiger Schritt ist hiermit gethan, die Anknüpfung an die Fassadenidee wiedergefunden.

In älterer Zeit hat man diese Lösung nur selten versucht. Interessante Beispiele aus saec. 11: Dom zu Hildesheim (Taf. 47, Fig. 6) und Kapitolskirche in Köln (Taf. 41); aus saec. 12: Dom zu Gurk (Taf. 61) und Klosterkirche zu Hersfeld (Taf. 48 u. 55); die

letztere besonders merkwürdig durch die Verbindung eines rechtwinkeligen Unterbaues mit apsidalem Hauptgeschoss.

Alphabetische Aufzählung doppelchöriger Kirchen in Deutschland bei Otte, *Handbuch I*, 58; wir fügen hinzu: S. Jakob in Bamberg (Taf. 48), Abteikirche in Füssen (mit zwei Krypten), Augustinerkirche in Schiffenberg (Taf. 49). Die Kreuzkirche in Lüttich und S. Gertrud in Nivelles (Belgien) wie die Kathedralen von Verdun und Besançon deutsch beeinflusst. Im eigentlichen Frankreich einziges Beispiel die Kathedrale von Nevers (Viollet-le-Duc I, 209, Crosnier, *Statistique mon. de la Nièvre*). In Italien S. Pietro in Grado bei Pisa, später Einbau des saec. 13.

5. Doppelte Transsepte.

In dieser Gruppe — sie ist nicht zahlreich, aber umschliesst Monamente von erster Bedeutung für ihre Zeit — wird die dem doppelchörigen Systeme zu Grunde liegende Idee zu völliger und letzter Konsequenz hinausgeführt. Während das Langhaus in seiner Hauptdimension um ein Bedeutendes reduziert ist, treten die Nebenachsen mit Nachdruck und Selbständigkeit hervor, eine Kontrastwirkung erzeugend, die dem altchristlichen Typus fremd war; dazu akkompagnierend und verstärkend ein System von grösseren und kleineren Türmen, kurz eine Metamorphose der alten Basilika, die durchgreifender nicht gedacht werden kann. An Stelle des dort in voller Reinheit und Schärfe durchgeführten Longitudinalprinzipes ist ein Gruppenbau getreten. Ein Gruppenbau jedoch, in welchem anstatt des durch das Wesen des christlichen Gottesdienstes geforderten einen zwei Schwerpunkte da sind, also eigentlich keiner. Eine Zwitterform ist geschaffen, eine Vermischung des Longitudinalbaues und des Zentralbaues, bei welcher die Idee des ersten verdunkelt und der Springpunkt des letzteren doch nicht getroffen wird. Allerdings steht dieser Einbusse an architektonischer Klarheit und Folgerichtigkeit ein ebenso grosser Zuwachs reichster malerischer Reize gegenüber, die indes wesentlich erst dem Aussenbau zu gute kommen und erst im fortgeschrittenen Stil sich völlig entfalten.

S. RICHARIUS ZU CENTULA (Taf. 43, Fig. 1). Die älteste bekannte gewordene Anlage mit doppeltem Querschiff. Und zwar auf einem geographischen Gebiete, dem diese Kompositionsweise sonst fremd ist. Erbaut a. 793—798, vgl. oben S. 169. Eine alte Abbildung, von deren Herkunft und Verbleib wir nichts Näheres erfahren haben,

lebt in zwei Kupferstichkopien fort: bei P. Petau, *De Nithardo illiusque prosapia* a. 1612 (danach Lenoir, *arch. monast.* I, 27) und bei Mabillion, *Acta SS.* s. IV pars 1. a. 1673 (danach unsere Taf. 43, Fig. 1). Auf Einzelheiten wird man in keinem Sinne Gewicht legen wollen, da Zuverlässigkeit hier von vornherein nicht zu erwarten ist. Ausserdem haben selbstredend spätere Zusätze stattgefunden, als welche man sogleich den westlichen (auf der Zeichnung rechts stehenden) Anbau und die Bekrönung der Vierungstürme erkennt. Die Generaldisposition aber macht durchaus den Eindruck des Authentischen: es ist nichts darin, das nicht mit den Angaben der Biographen Angilberts bequem zu vereinbaren wäre, und es zeigen sich gewisse spezifisch frühromanische Merkmale, welche alle etwaigen Einwände gegen die Glaubwürdigkeit der Zeichnung entkräften¹⁾. — Zweifaches Querschiff, indes noch nicht Durchkreuzung mit dem Mittelschiff. Die Apsiden sind maskiert zu denken, wie die westlichen in Essen und Reichenau (Taf. 43, Fig. 7). Die Disposition der kleinen Treppentürme findet eine überraschende Analogie an den Querschifffronten von S. Michael in Hildesheim (Taf. 43). Diese Treppentürme nebst der zweigeschossigen Fensterstellung weisen auf Emporen, gleichfalls wie in S. Michael und in S. Pantaleon zu Köln. Schon Hariulf, der Biograph Angilberts, spricht von zwei Türmen, einem östlichen und einem westlichen, welche dieser gebaut habe; er meint die Vierungstürme, die kleinen Treppentürmchen zählt er als blosse Anhängsel jener nicht mit.

Der nächste Repräsentant dieser Familie ist anderthalb Jahrhundert jünger: S. PANTALEON IN KÖLN (Taf. 43). Bedeutendste Bauschöpfung des grossen Erzbischofs Bruno, Bruders Kaiser Ottos I.; der selbe a. 965 hier begraben; Einweihung a. 980. Das Langhaus saec. 12 erneuert, der Chor saec. 13. Dem Primärbau gehören mutmasslich einige Teile des östlichen Querschiffs, sicher der Westbau (soweit überhaupt erhalten). Die Zweifel Kuglers (Gesch. d. BK. II, 315): »Die feine Behandlung der Formen scheint auf die frühere Zeit des elften Jahrhunderts zu deuten« — sind unbegründet, da die fraglichen Profile aufs genaueste mit den gleichzeitigen zu Ingelheim übereinstimmen.

S. MICHAEL ZU HILDESHEIM (Taf. 43, Fig. 2, 3 u. Taf. 59, Fig. 1). Der Bauherr (und voraussetzlich auch Autor des Bauplans) war der in allen Zweigen der Kunst erfahrene Bischof Bernward; begonnen a. 1001, vollendet a. 1033; nach Brand von a. 1163 Obermauern und Chöre erneuert. Der westliche der letzteren (nach a. 1200) hat sich wahrscheinlich der Disposition seines Vorgängers angeschlossen, der östliche wurde

¹⁾ Ohne Berücksichtigung dieser Zeichnung entworfen und ganz verfehlt der restaurierte Grundriss bei Holtzinger a. a. O. S. 9.

verlängert. Wie er ursprünglich angelegt war, zeigt, durch die aufgedeckten Fundamente erhärtet, der Grundriss Taf. 43, während die spätere Gestalt, von den Restaurierungen des 12. und 13. Jahrhunderts bis zum Umbau der Seitenschiffe im 15., in dem Modell am Grabmal des Stifters fortlebt (darnach Fig. 3).

Hypothetisch rechnen wir hierher noch den DOM ZU MÜNSTER I.W. Der Baukörper gehört dem saec. 13, der Grundriss fällt ganz aus der Linie des herrschenden Stiles. Seine Verwandtschaft mit den obigen frühromanischen ist evident. Da den Bränden von a. 1071 und a. 1121 die Wiederherstellung sehr schnell folgte, ist es leicht möglich, dass dieselben nicht radikal zerstörend gewesen sind. Auch soll die Untersuchung das Vorhandensein alter Fundamente (ausgenommen am Ostchor) bestätigt haben. Vielleicht also sehen wir noch den Plan B. Dodos (reg. a. 967—993) vor uns. Bedenken dagegen erregen nur etwa die grossen Dimensionen. Ein Restaurierungsprojekt geben wir auf Taf. 43, Fig. 6.

STA. MARIA ZU MÜNSTER (MITTELZELL) AUF REICHENAU (Taf. 43, Fig. 7). Erbaut a. 813—816. Von dem umfassenden Erweiterungsbau unter Abt Witigowo (gew. a. 991), wahrscheinlich einer reinen Säulenbasilika, stammen die heutigen Seitenschiffsmauern; der Westbau mit dem Markuschor geweiht a. 1048 unter Abt Berno. Die Arkaden und Chorschranken des Mittelschiffes 12. Jahrhundert, 2. Hälfte, der Ostbau gotisch. — Adler, Forschungen I.

Doppeltranssept und Doppelchor haben (oder hatten?) ferner die Kathedralen von Verdun und Besançon (Viollet-le-Duc I, 209, IX, 236). Der politische und zugleich auch kirchliche Zusammenhang mit Deutschland erklärt es; die Zeit der entscheidenden Anlage haben wir nicht ermitteln können.

Eine merkwürdige Abart der obigen Gruppe sind die Anlagen mit blossem Westtranssept. Diese Anomalie hat nämlich keinerlei Zusammenhang mit den Orientierungsschwankungen der altchristlichen Vorzeit, sie erklärt sich vielmehr aus dem neuerlichen Schwanken ganz anderer Art, das von den Doppelchören und Doppeltranssepten herrührt. An zwei wichtigen Beispielen, dem Dom zu Mainz und S. Emmeram zu Regensburg, haben wir Einsicht in den baugeschichtlichen Vorgang, der beidemal gleichartig verläuft: die erste Anlage ist die normale, d. i. mit blossem inneren und zwar östlichen Chor; in Rücksicht auf neu hinzutretende heilige Reliquien wird ein westlicher Chor angefügt. Nach und nach erhält im Kultus der letztere den Vorrang und um dies Verhältnis entschieden zu markieren, wird bei nachfolgendem Neubau ihm und nur ihm das Transsept zugeordnet.

Diese historisch gewordene Besonderheit wird dann typisch für die Schulnachbilder.

DOM ZU MAINZ. Neubau durch Erzbischof Willigis a. 978 bis 1009; nach Brand Herstellung durch Erzbischof Bardo, geweiht a. 1036; saec. 12 wieder Brand u. s. w. Es ist im höchsten Grade wahrscheinlich, dass schon der Willigis-Bardosche Bau des östlichen Transseptes entbehrt, ebenso unwahrscheinlich aber, dass er überhaupt kein Transsept gehabt, mithin muss in ihm der aktuelle Westbau, nicht in den Grundlinien aber der Sache nach, vorgebildet gewesen sein. — Der Neubau des DOMES ZU WORMS ist wenige Jahre jünger, a. 996—1016; wegen der Uebereinstimmung mit Mainz glauben wir, dass die Erneuerung des Baukörpers a. 1110 und 1181 auch hier die alte Plan-disposition nicht alteriert hat.

In Mainz wie in Worms zeigt sich in der Behandlung der östlichen Turmgruppe — breiter Zentral-turm mit flankierenden schlanken Rund-türmen — die Verwandtschaft mit der Familie der Doppeltranssept-kirchen noch als sehr nahe. Entfernter ist sie in der schwäbisch-bayrischen Gruppe:

DOM ZU AUGSBURG. Neubau seit a. 994; gegenwärtig ein Kon-glomerat aus verschiedensten Jahrhunderten, aus dem jedoch mit grosser Wahrscheinlichkeit als echter Kern der auf Taf. 50, Fig. 5, gegebene Grundriss sich herausschälen lässt.

S. EMMERAM ZU REGENSBURG (Taf. 50, Fig. 1, Taf. 53, Fig. 2). Hohe Blüte des Klosters in der Zeit des Bischofs S. Wolfgang a. 972—994. Aus der ältesten Baugeschichte einziges bekanntes Datum die Hinzufügung der Westkrypta a. 980; die noch bestehende, in ihrer Anlage noch altchristliche Ostkrypta muss also noch älter sein. Nach einem Brände Erneuerung und Weihung a. 1052. Als einzige noch bestehende Reste aus saec. 11 betrachtet v. Quast die Westkrypta (Taf. 42, Fig. 12) und das inschriftlich von Abt Reginward (a. 1049—64) errichtete nördliche Seitenportal (Ansicht folgt später). Die von uns angestellte Unter-suchung hat jedoch erwiesen, dass außerdem auch noch die (jetzt hinter der Orgel versteckten) Kämpfer des grossen westlichen Triumphbogens echte frühromanische Formen zeigen (Details der Profile später), mit hoher Wahrscheinlichkeit also der ganze Körper des Querschiffes noch aus dem a. 1052 geweihten Bau erhalten ist. Ferner bietet die Be-handlung der Barockarchitektur des Langhauses sichere Anhaltspunkte, dass in den Pfeilern der westlichen Hälfte desselben der romanische Kern noch erhalten sein muss, und setzt man deren Axenabstände in der Richtung auf die Ostkrypta fort, so findet man genauen Anschluss und es unterliegt die Herstellung des alten Grundrisses, wie wir ihn auf Taf. 50, Fig. 1 gegeben haben, keinen Zweifeln. Die Frage ist

nur: ist dieser Grundriss für den Restaurationsbau des saec. II neu entworfen? oder hat ihn dieser vielleicht im wesentlichen unverändert von seinem Vorgänger übernommen? Zu gunsten der letzteren Eventualität scheint uns ausser Ostrypta auch das Doppelportal des Abtes Reginward zu sprechen, dessen gesonderte Weihe-Inschrift und eigentümliche Disposition am ehesten aus der Anfügung an schon bestehende Grundmauern erklärt wird. Ferner die Thatsache, dass die bereits a. 1010 vollendete OBERMÜNSTERKIRCHE (Taf. 50, Fig. 3) der Anlage von S. Emmeram bei kleineren Dimensionen konform ist; die führende Stellung aber, welche das Emmeramsstift in Regensburg einnahm, ist bekannt; es ist nach allen baugeschichtlichen Analogien nur anzunehmen, dass der Plan von S. Emmeram das Original, der des Obermünsters Kopie sei, mithin der erstere über a. 1010 zurückreichen müsse.

Endlich vermuten wir auch vom DOM ZU BAMBERG, dass er durch alle späteren Umbauten hindurch die Plandisposition des Stiftungsbaues a. 1004—1012 wesentlich bewahrt habe. Der Umstand, dass der Stifter, der eben zum König gewählte Heinrich II., bis dahin Herzog von Bayern gewesen war, erklärt die Aehnlichkeit mit dem Regensburger Typus und damit zwanglos die durch lokale Ursachen nicht erklärbare westliche Anordnung des Querschiffes. Wiederholung in S. Jakob ebendaselbst (Taf. 48, Fig. 4, durch Versehen die Himmelsrichtung verkehrt gestellt).

Die nahe zeitliche Nachbarschaft aller dieser Monamente miteinander und dann ebenso mit den meisten aus der ersten Gruppe fällt ins Auge. Man sieht: es gab eine Zeit in Deutschland, wo das Planschema des Doppelkreuzes, schon in karolingischer Zeit hier und da zur Anwendung gebracht, plötzlich die Bauphantasie einer unternehmungslustigen Generation ganz und gar einnahm und erfüllte. Es ist die Zeit der beiden letzten Herrscher aus dem sächsischen Kaiserhause, nicht viel länger als ein Menschenalter, aber genügend, einer Anzahl der wichtigsten Bischofs- und Klosterkirchen des Reiches dauernd die Gestalt zu bestimmen. Ueber diesen Kulminationspunkt hinaus verliert sich schnell der merkwürdige Enthusiasmus. Bereits die grossen Neugründungen des ersten Saliers, die Klosterkirche Limburg a. H. und der Dom zu Speier, wenden sich ausgesprochenermassen zum reinen Longitudinalbau und der normalen Orientierung zurück.

In bloss scheinbarer Verwandtschaft zu der hier betrachteten, zeitlich eng begrenzten, Familie steht eine andere, dem spätromanischen Stil vornehmlich des Niederrheins angehörige, für welche wir als Bei-

spiel S. Aposteln und S. Kunibert in Köln und S. Quirin in Neuss anführen. Diese besitzen zwar auch ein zweites Querschiff, aber es ist nicht Zubehör eines westlichen Chors, sondern amplifizierte Eingangshalle, mithin Erzeugnis eines wesentlich anderen Formgedankens.

Wir haben das Befremdliche und Inkonsequente, das in der Verdoppelung des Chores liegt und vollends in der Verdoppelung des Kreuzschiffes, wiederholt hervorgehoben und lenken die Aufmerksamkeit noch einmal auf diesen Punkt. Die eigentümliche Richtung des Heiligenkultus und die anderen speziellen Umstände, auf die wir oben hinwiesen, erklären vieles, lange nicht alles. Warum hat nur das germanische Mitteleuropa Teil daran, nicht die romanischen Provinzen Frankreichs, nicht Italien, nicht England? Und warum auch Deutschland nur in einem bestimmten Zeitabschnitt? — Vielleicht kann eine Erwägung allgemeiner Bedingungen zu weiteren Aufschlüssen führen.

Wie unermesslich war doch der Unterschied der Lebensverhältnisse des antiken Südens, in welchem die Basilika ihren Heimatboden hatte, und des germanischen Nordens, wohin sie mit den übrigen kirchlichen Institutionen verpflanzt wurde. Dort ein von alters mit Städten übersätes, hier ein städtearmes, ja zum grössten Teil städteleeres Land; dort die erste Aufgabe des Kirchengebäudes, Raum zu schaffen für die Versammlung grosser Volksmassen, hier die Kirchen als einsame Zeugen der Ehre Gottes in die Wildnis hinausgesetzt; dort die Gemeindekirche der massgebende Prototyp, hier die Klosterkirche. Deutschland unterscheidet sich von den romanischen Ländern sehr auffallend durch die geringe Zahl seiner über ein weites schwachbevölkertes Gebiet zerstreuten Bischofssitze; städtisches Leben beginnt an denselben erst seit der Mitte des 11. Jahrhunderts nach und nach sich zu sammeln; zur Errichtung irgend bedeutender Pfarrkirchen fehlte vollends die Gelegenheit. Daher kommt es, dass weitaus die Ueberzahl aller ansehnlichen Bauunternehmungen des 9., 10. und 11. Jahrhunderts Klosterbauten sind. In den Klöstern zuerst fand sich die Konzentration materieller und geistiger Hilfsmittel, die Musse und Stimmung, vom blossen Bedürfnisbau zu freien künstlerischen Intentionen sich zu erheben. Sie blieben die Schulmittelpunkte der Architektur bis nahe an das Ende der romanischen Epoche. Dass dieses Verhältnis für die Richtung und Artung auch der Bauformen nicht gleichgültig sein konnte, leuchtet ein. — Die Vorschriften Angilberts und der Bauriss von S. Gallen, mit seinem übergrossen Reichtum von Altären und

absperrenden Chorschranken, zeigten uns sehr schlagend, wie diese alten Klosterkirchen nichts sein wollten als Klosterkirchen schlechthin, Kirchen für die Mönche und ihre gottesdienstlichen Begehung; an eine Gemeinde ist nicht gedacht, und gewiss hätte eine zufällig einmal zusammentreffende grössere Laienmenge vergeblich Platz gesucht. — Zu alledem ist ein Drittes, Allgemeinstes in Rücksicht zu ziehen: die objektive Richtung des Kultus, gemäss deren die Priesterschaft allein die Heilsvermittelung zu besorgen, Gott und den Heiligen zu dienen hat. Und endlich der in dieser Epoche noch fast völlige Mangel der Predigt.

Alles trifft darin zusammen, dass der christlich-antike Basiliken-typus bei seiner Wanderung über die Alpen in eine Lebensluft von wesentlich anderer Beschaffenheit gerät, in welcher er die für seine Gestaltung in der Heimat entscheidend gewesenen sachlichen Voraus-setzungen nicht mehr vorfindet. Die Trübungen, Schwankungen, Ab-irrungen, die er unter den Händen der fränkisch-deutschen Baumeute erfährt, erscheinen in diesem Lichte betrachtet ganz entschuldbar, ja es offenbart sich im Irrtum eine Selbständigkeit und Energie der Auf-fassung, die in anderer Richtung zum Trefflichsten befähigte. Auch ist der Irrtum kein dauernder geworden. Unter dem Einfluss der zu-nehmenden Volksdichtigkeit, der aufsteigenden Kultur und des regeren Verkehrs mit Italien und Frankreich gelangten auch in Deutschland die Grundgedanken der Basilika wieder zu ihrem Recht.

6. Die Krypta.

Ausführlichste Behandlung bei Rohault de Fleury: *La messe II*, Paris 1883; reich-liche und gute Abbildungen, das Historische unkritisch. Vgl. sonst noch Messmer in Mittl. d. Centr.-Com. IX; Haas in Mittelalt. K.-Denkm. d. Oest. Kaiserstaates II; Schneider in Nassauer Annalen XIII, p. 127—130.

Da die Krypta auf die allgemeine Erscheinung des Kirchen-gebäudes nur bedingten Einfluss, bei ihrer architektonischen Ge-staltung aber Willkür und Zufall grossen Spielraum hat, beschränken wir uns im folgenden auf die Betrachtung bloss der Haupttypen.

Das Institut der Krypta reicht bis in die altchristliche Epoche hinauf; zu einem ständigen Attribut des Kirchengebäudes wird sie in-des erst in der romanischen Epoche, um nachmals von der gotischen wieder ausgeschieden zu werden¹⁾.

¹⁾ Vereinzelte gotische Krypten aufgeführt bei Otte, Handbuch I, 55, Viollet-le-Duc IV, 459.

Nach dem alten Sprachgebrauche hat die Bezeichnung Krypta ein sehr ausgedehntes Gebiet, es umfasst namentlich auch die von uns im ersten Buch geschilderten Konfessionen und Martyrien. Lediglich im Interesse einer bestimmteren Ausdrucksweise versuchen wir beides von einander zu scheiden und reservieren das Wort Krypta für einen enger geschlossenen Kreis von Anlagen. Danach verstehen wir unter Krypta die Erweiterung der Confessio zu einem halb oder ganz unterirdischen kellerartigen Oratorium. Dasselbe deckt sich im Grundriss mit dem Altarhause der Kirche. War in der normal angelegten Confessio die Grabkammer unzugänglich, und wurde hier der Verkehr der Gläubigen mit den heiligen Gebeinen nur durch ein kleines Fensterchen in der Decke oder der Vorderwand vermittelt, so soll die Disposition der Krypta die Möglichkeit geben, geradezu an die Tomba heranzutreten. Es ist für die Krypta wesentlich, dass sie ihren eigenen Altar und Altardienst hat.

In dem Fortgange von der altchristlichen Confessio zu der romanischen Krypta spiegelt sich die wuchernde Fortentwicklung des Märtyrerkultus nach der superstitiösen und sinnlich vergröberten Richtung hin. Es ist begreiflich und ganz entschuldbar, dass die halb-barbarischen Germanenvölker den meisten Anteil daran hatten, und bekannt, welchen Vorschub dieser Empfänglichkeit ihrerseits die römische Kirche leistete. Ungezählte Heerscharen toter Heiligen zogen während des 9. und 10. Jahrhunderts über die Alpen und nahmen Wohnung bei den neubekehrten Völkern, ohne Zweifel zur weiteren Ausbreitung und Befestigung des Christentums durch den Ruf ihrer Wunderkraft nicht wenig mithelfend. Je mühsamer aber der Erwerb so kostbarer Besitztümer war, um so mehr Raum forderte auch äusserlich ihre Verehrung.

Die Krypta gehört zu den charakteristischen Sonderbesitztümern des romanischen Stiles. Eine weitere Beschränkung zeigt sich in ihrer geographischen Verbreitung. Es sind nur die germanischen Länder, in denen sie als ein unbedingt notwendiger Bestandteil eines jeden grösseren Kirchengebäudes erachtet wurde. Hingegen Italien und die übrigen Mittelmeerländer verwenden sie immer nur arbiträr.

Ganz im ungewissen liegt die Chronologie der Anfänge des Instituts. Denn die primitive ringförmige Art, mit welcher die italienische Bauweise bis ans Ende des ersten Jahrtausends sich begnügte, entbehrt zu sehr der bestimmten stilistischen Merkmale und ist zu leicht einer bestehenden älteren Anlage einzubauen. Mit einiger Zuversicht sind

ältere als dem 7. Jahrhundert angehörende Krypten nicht zu nennen, wodurch keineswegs ausgeschlossen ist, dass sie nicht schon 100 oder 200 Jahre früher vereinzelt vorgekommen sein könnten. Mit mehr Bestimmtheit ist zu sagen, in welchem Gebiet der Brauch zuerst ein allgemeinerer geworden, nämlich im ravennatischen.

Nach den Anknüpfungspunkten, welche die antike Bautradition darbot — Grab- und Memorialzellen, Jupitertempel zu Spalato u. a. m. — müsste man meinen, dass die christliche Krypta zuerst im Zentralbau sich entwickelt habe. Dies ist aber nicht der Fall¹⁾. Nicht einmal bei den Grabkirchen. Ihre Entstehungsgeschichte führt auf die Confessio der Basilika zurück.

Der primitive Typus ist dieser. Ein enger, nicht viel mehr als mannshoher Gang, bald in der Tonne überwölbt, bald nur mit Steinplatten gedeckt, läuft innerseits an der Grundmauer der Tribuna hin, von welcher aus ein gerader Stollen (in der Längenaxe des Gebäudes) auf die Grabkammer hin abzweigt. Von den jedesmaligen Terrainverhältnissen hängt es ab, ob die vertikale Entwicklung der Krypta unter dem Kirchenflur bleibt, oder dessen Niveau teilweise übersteigt, in welchem letzteren Falle das Sanktuarium um einige Stufen höher angelegt wird, als es sonst üblich. An den Mündungen des ringförmigen Umganges, von der Seite her, befinden sich die Eingänge, im Scheitel der Kurve das einzige kleine Fenster, wenn nicht etwa im Fussboden des Sanktuums noch ein Oberlicht angebracht ist. — Die hier beschriebene Disposition ist entstanden in Rücksicht auf schon vorhandene Konfessionen, wird dann aber typisch auch für neue Anlagen.

Willkürlich und aller Wahrscheinlichkeit zuwider ist die von vielen (z. B. kürzlich von Mothes) noch ins saec. 4 gesetzte Zeitbestimmung der Krypten bei S. Ambrogio in Mailand, bei den Basiliken von Nola und Fondi u. a. m. — Eher könnte vielleicht von den in RAVENNA dem saec. 5 zugeschriebenen Exemplaren — Kathedrale, S. Pietro maggiore, S. Giovanni Evang., Sta. Agata — das eine oder andere tatsächlich so alte Bestandteile bergen. In S. Apollinare in Classe kann (nach oberflächlicher Untersuchung) die Gleichzeitigkeit der Krypta mit der Kirche (a. 534 ff.) nicht strikte behauptet, doch auch nicht negiert werden; vielleicht war erst die Ueberführung des Sarkophags durch Bischof Maurus (642—671) der Anlass zu ihrer An-

¹⁾ Die Angabe von Mothes, BK. in Italien I, 132 u. 151, dass das orthodoxe Baptisterium in Ravenna eine Krypta besitze, ist falsch; anscheinend Missverständnis einer Notiz von Rahn, oder Verwechslung mit der erhaltenen Krypta der Basilica Ursiana.

lage; auf unserer Zeichnung (Taf. 16, Fig. 8 oben links) ist das Fenster anzugeben vergessen. Die Krypta des Domes von Torcello nicht unwahrscheinlich noch aus der ersten Anlage saec. 7, verändert saec. 11, liegt in dem Hohlraum unter den Priesterbänken und hat eine eigene kleine, über die grosse vortretende, Apsis.

In ROM nicht vor saec. 9 nachweisbar: daher SS. Quattro Coronati (Taf. 42, Fig. 9), Sta. Cecilia, Sta. Prassede. Das Alter des ringförmigen Umganges der Confessio Sti. Petri mit Sicherheit nicht zu ermitteln. Ausser der Reihe stehen die Krypten von Sta. Prisca, Sta. Maria in Cosmedin, S. Martino ai Monti u. s. w., die aus Ueberbauung älterer Bauwerke entstanden sind.

In der NORDISCHEN Baukunst der Karolingerzeit ist der ringförmige Typus im Verschwinden begriffen. Bauriss von S. Gallen (saec. 9). Noch wohlerhalten in Werden a. R. (Taf. 42, Fig. 4^a) saec. 9. Ebenso die Ostkrypta von S. Emmeram in Regensburg, welche schon bestanden haben muss, als a. 980 eine Westkrypta (nicht die heutige) hinzugefügt wurde.

Ein zweiter Typus hat seine Ausbildung in den Ländern diesseits der Alpen gefunden in den Jahrhunderten, die wir als Merowingerzeit zusammenzufassen pflegen. Es sind Komplexe von grösseren und kleineren Kammern, durch geradlinige Korridore verbunden, ohne ein bestimmtes Schema der Anordnung und oft höchst unsymmetrisch. Man könnte sie ins Enge zusammengezogene Katakomben nennen.

In den Rhein- und Donauländern, Britannien, am zahlreichsten in Gallien. Auch hier im konkreten Fall die Altersbestimmung meist unsicher. Wir beschränken uns auf Namhaftmachung weniger Beispiele. — 6. Jahrhundert: S. Medardus in Soissons (Taf. 42, Fig. 7). — 7. Jahrhundert: Jouarre, publiziert in Archives des mon. hist., u. Gailhabaud, Archt. III; S. Mellon bei Rouen; S. Maixent in Poitiers; in England S. Wilfridskrypta der Kathedrale von Ripon. — 8. Jahrhundert: S. Savinien bei Sens; Echternach (Taf. 42, Fig. 11). 9. Jahrhundert K. auf dem Petersberge bei Fulda, drei parallele Gänge durch einen vierten verbunden. — Spätere Nachzügler: Dom zu Konstanz (Taf. 42, Fig. 8) a. 934? oder erst 1052? Prémontré saec. 12.

Interessant durch die regelmässige Kreuzesgestalt des Grundrisses die Krypta in Michelstadt (Taf. 42, Fig. 5, Taf. 45, Fig. 1) a. 827. Einigermassen ähnlich diejenige der Morizberger Kirche bei Hildesheim ca. a. 1058 (BD. Nieders. Bl. 26).

Die Verschmelzung dieser beiden primitiven Arten und ihre Fortbildung zu eigentlichen Oratorien von regelmässiger hallenartiger Bauform erfolgt Hand in Hand mit der Ausbildung des kreuzförmigen

romanischen Grundrisses. Der im Grundriss dem Chorquadrat und der Apsis entsprechende Raum wird nunmehr als einheitlicher, bloss durch Freistützen gegliederter behandelt. Die Schiffe (meist drei, seltener fünf) haben notwendig gleiche Höhe und wegen der gleichfalls geforderten quadratischen Grundform der Kreuzgewölbe auch gleiche Breite untereinander, es entsteht mithin eine schachbrettähnliche Einteilung des Grundrisses, deren Fortsetzung in das Halbrund der Apsis freilich oft zu unschönen Verschneidungen führt. In bezug auf den Eingang besteht zwischen der älteren und der jüngeren Epoche der Unterschied, dass jene ihn noch doppelt, an beiden Seiten des zum Chor führenden Treppenaufgangs, diese in der Mitte desselben anbringt.

Die Einbürgerung der Krypten hat nun auch für die Oberkirche wichtige Folgen. Dadurch dass die Krypta ihren eigenen Altar empfängt, wird der früher Regel gewesene direkte räumliche Zusammenhang des Hochaltars mit dem Märtyrergrabe gelöst, die Stellung des ersten im Oberchor ist deshalb keine fest bestimmte mehr, regelmässig weicht er bis in die Apsis zurück. Ein zweites ist die beträchtliche Hochlegung des Chores: in der altchristlichen Epoche war sie mit ihren nicht mehr wie 2 oder 3 Stufen mehr nur eine symbolische gewesen, jetzt aber werden 10, 15 und mehr Stufen erforderlich, deren stattlicher Aufbau so dem architektonischen Bilde wie dem liturgischen Zeremoniell einen neuen bedeutenden Zug hinzuträgt. Ueber den Wangen des Treppenaufgangs befinden sich die Ambonen (Taf. 64, Fig. 1). Die Verlegung des Krypteneinganges in die Mitte ergibt Doppeltreppen.

FRANKREICH. Die Krypten von S. Aignan und S. Avit zu Orléans (Abb. Viollet-le-Duc IV, 449); nach Mutmassung dem saec. 9 oder Anfang saec. 10 zugeschrieben; ungewiss. Die Ostpartie der Krypta unter der Kathedrale zu Chartres a. 858.

DEUTSCHLAND. Für karolingisch gelten Reste einer K. zu Unterreichenbach im Jagstthale (Württembg. Vierteljahrshefte 1881). Wohl erhalten und sicher saec. 10 die Ostkrypta der Stiftskirche zu Gernrode (Taf. 46) durch 2×2 freistehende Pfeiler in drei Schiffe geteilt, nur 2 m hoch. Gleichfalls saec. 10 Teile der Westkrypta von Sta. Cäcilia in Köln (Taf. 60), einiges in S. Peter und Paul zu Hadmersleben (Abb. BD. Nieders. II, Bl. 54) und vielleicht auch die Krypta des Martinsmünsters zu Emmerich.

ITALIEN kennt die in Rede stehende Gattung fast nicht, sondern geht unvermittelt von den ringförmigen Anlagen zu hoch- und weiträumigen Unterkirchen über, jedoch erst nach ca. a. 1000. Die Krypta S. Filostrato beim alten Dom in Brescia, von Dartein der Lango-

bardenzeit zugeschrieben, nach Mothes sogar »jedenfalls vor 610«; die »arianisch figurierten« Kapitelle beweisen dafür nichts, die Disposition hat Analogien nicht vor a. 1000.

Französisch ist die Verbindung der Hallenkrypta mit hemicyklischem Umgang.

Grossartiges Beispiel bei der Kathedrale von Auxerre (von Viollet-le-Duc IV, 451 abgebildet und ins saec. 9 gesetzt, richtiger als Neubau seit a. 1023 zu betrachten).

Eine Uebergangsform bieten zuweilen die Schlosskapellen, wenn durch Raumbeschränkung Hallenanlage von geringer Höhe geboten ist.

WIPERTIKRYPTA BEI QUEDLINBURG (Taf. 58). Kapelle der ehemaligen Pfalz König Heinrichs I. Die Krypta der Stiftskirche zu Quedlinburg ist gleichfalls aus einer ehemaligen Schlosskapelle erstanden, vgl. den Restaurationsversuch von Hase im Ergänzungsheft d. Z. des Harzvereines 1877 und Z. d. hannov. Arch.- u. Ing.-Ver. 1873. Aehnlichen Grundriss hat auch die von Wilhelm dem Eroberer erbaute Kapelle des Towers zu London. — An die Quedlinburger Krypten und zugleich an diejenige von S. Avit zu Orléans erinnert die S. Magnus-Krypta zu Füssen (Taf. 42, Fig. 10). — Vgl. auch die Westkrypta von S. Emmeram in Regensburg mit der Stephanskapelle ebenda (Taf. 42, Fig. 12 u. 13) sowie die Lindgeri-Krypta zu Helmstedt mit der Doppelkapelle des gleichen Ortes (Reiseskizzen d. Niedersächs. Bauhütte Bl. 5, 6).

7. Der innere Aufbau.

Wie wir im bisherigen an den verschiedensten Punkten des überlieferten Grundrisschemas der Basilika, frische Triebkräfte unter den Händen der fränkischen Bauleute lebendig werden sahen, so erwächst die Voraussicht, dass auch das System des inneren Aufbaues von den Neuerungen nicht unberührt geblieben sein werde. Ueberaus spärlich allerdings ist das Material zur Behandlung gerade dieses Gegenstandes uns nur erhalten, indes in Zügen, welche mit Bestimmtheit auf ein allgemeines hindeuten.

Die erste wichtige Veränderung betrifft die Form der Stützen. Die in der christlich-antiken Basilikenarchitektur bestandene unbedingte Vorherrschaft der Säule hört auf; der Pfeiler, bis dahin nur gleichsam verschämt zugelassen, tritt in offene und erfolgreiche Konkurrenz mit jener. Nicht als ob es der karolingischen Epoche an Respekt vor der Schönheit und Würde der antiken Säule gefehlt hätte: wohl aber

mehr und mehr an der bequemen Gelegenheit zu ihrer Beschaffung aus antiken Gebäuden, welche dem Basilikenstil der lateinischen Länder ein so festes Gepräge gab. Auf römisch-germanischem Provinzialboden, am Rhein, in Gallien u. s. w. wurden römische Zierfragmente noch in ziemlicher Menge gefunden und aufgebraucht, ganze Säulenstämme hingegen nur noch selten. Als Schaustücke, deren Verehrung die alsbald an sie sich heftenden Sagenbildungen bezeugen, kommen sie vereinzelt in rheinischen und selbst sächsischen Kirchen vor (Essen, Hildesheim), aber nur ein Karl oder Otto konnten es sich gestatten, einmal ganze Reihen antiker Säulen aufzustellen (Aachen, Magdeburg), die von Lasttieren über die Alpen herbeigeführt waren. Trotzdem blieb das eigentliche Ideal auch der nordischen Baukunst im frühen Mittelalter der Säulenbau. (Beispiele karolingischer Säulenbasiliken: die Klosterkirchen von Fulda, Hersfeld, Höchst, S. Gallen, Reichenau, der Dom zu Köln.) Dieser Tradition des Südens und der Antike aber ungeschmälert und in reinem Sinne treu zu bleiben, erwies sich als schwierig, ja unmöglich. Zwei wichtige Veränderungen hatte dies im Gefolge. Die eine, etwas später erst eintretende, ist, dass eine von der antiken Ueberlieferung abweichende spezifisch romanische Säulenform sich ausbildet; die andere, dass man häufig sich entschliesst, der Säule ganz zu entsagen, ihr eben den Pfeiler zu substituieren. Neben der früher besprochenen Umwandlung des Grundplanes ist dies, die Ebenbürtigmachung des Pfeilers, der wichtigste Schritt, den die fränkische Baukunst ins Mittelalter hinein gethan hat, ja man ahnt schon, dass dem Pfeiler die Zukunft der nordischen Architektur gehören wird.

Die Kunst des Ziegelbrennens ist, wo nicht verloren, so doch in Verfall geraten. Man sucht im Norden umsonst die dünnen, durch einen vorzüglichen Mörtel gefestigten Wände der italienischen Säulenbasiliken: die vorwaltende Behandlungsweise ist *opus mixtum* und noch mehr reines Bruchsteinwerk. Mit der Unbehilflichkeit des Verbandes nimmt notwendig die Dicke und Last der Mauern zu, in umgekehrtem Verhältnis die rückwirkende Festigkeit der Stützen ab. Es fehlen in den meisten Landschaften die dem Süden geläufigen Marmore und Granite und überall die Arbeiter, die sie zu behandeln gewusst hätten; Sand- und Kalksteine wiegen vor; und selbst die Herbeischaffung dieses geringwertigen Materials bringt vielerorten Transportschwierigkeiten mit sich, die man nicht auf sich nehmen darf oder mag. Ueberschlägt man dieses alles, so setzt es eher in Verwunderung, dass im romanischen Stil die Säule doch noch so viel Terrain behauptet hat.

Als reine Pfeilerbasiliken bezeichnen wir diejenigen, in welchen der Pfeiler einfach für die Säule eintritt, während alles übrige unverändert bleibt.

Aus saec. 9 die von Einhard erbauten Basiliken zu MICHELSTADT und SELIGENSTADT (s. oben S. 164 u. Taf. 44, Fig. 1). Die aus grossen Ziegeln aufgemauerten Pfeiler schlank, von quadratischem Grundriss, dicht gestellt; Basen- und Kämpfergesimse mit ihren zierlichen und ausdrucksvoollen Profilen »noch vom Lebenshauche antiker Art durchweht«. An dieser Stelle persönliches Verdienst des um seines Kunstverständnisses willen berühmten Erbauers, wird dergleichen nicht oft wiedergekehrt sein. Wie wahrhaft barbarisch nimmt sich daneben die alte Kathedrale, das sog. BASSE-OEUVRE von BEAUV AIS (Taf. 44, Fig. 3) aus: schwerfällig proportionierte Arkadenöffnungen, quadratische und achteckig abgefaste Pfeiler regellos wechselnd, gänzlicher Mangel an plastischer Detaillierung. Lange für merowingisch gehalten, in Wahrheit nicht älter als a. 987—98; vgl. Ramé im Bull. du comité des travaux historiques 1882, p. 190. In der Umgegend noch mehrere Landkirchen von nicht geringerer Roheit aus saec. 9 und 10; vgl. Woillez, Archéologie de l'ancien Beauvoisis, Paris 1856. — Das selbe System in kultivierterer Behandlung in S. MARTIN ZU ANGERS; nicht saec. 9, sondern a. saec. 11; vgl. Ramé a. a. O. p. 188.

Ein drittes und für die frühromanische Weise vorzüglich charakteristisches System ist das der wechselnden Stützen. Es hat ursprünglich nicht den Sinn gehabt, in welchem wir es hauptsächlich verwendet sehen, sondern ist hervorgegangen aus gewissen nachher auf halbem Wege erlahmten Bestrebungen der Karolingerzeit zur Reform der Deckenbildung, und zwar der Ersetzung der flachen Holzdecke durch die gewölbte Steindecke.

Das wichtigste auf uns gekommene Zeugnis hiervon giebt die AMBROSIUSKIRCHE ZU MAILAND. Die Mailänder Erzbischöfe, unter denen diese Kirche erbaut wurde, Angilbert und Ansbert, sind wahrscheinlich Franken von Geburt und mit dem königlichen Hof in regem Verkehr. Ohne Zweifel stehen S. Ambrogio und die nächstverwandten Monamente der Lombardei der nordischen Bauweise ebenso nahe, wie sie von dem stationären Basilikenstil des übrigen Italiens sich entfernen. An dem gegenwärtigen Bau gewahrt man bei unverkennbarer Einheit des Planes drei Abschnitte der Ausführung, vgl. unseren Grundriss auf Taf. 45. Völlig sicher datiert ist nur die Apsis, nämlich auf ante a. 855. Die Erbauung des Atriums wird durch Epitaph des Erzbischofs Ansbert (a. 868—81) für diesen in Anspruch

genommen; der Augenschein zeigt eine Restauration in Konstruktionsformen des saec. 12 ohne völlige Beseitigung der älteren Bestandteile. Ueber das Schiff der Kirche endlich ist zu bemerken, dass es, wie gewisse Unregelmässigkeiten der Stützenabstände und die auffällige Winkelabweichung der Hauptaxe beweisen, an letzter Stelle zur Ausführung gekommen ist, als einerseits der Chorbau, anderseits das Atrium bereits standen; doch darf aus der Formenübereinstimmung mit dem letzteren wohl geschlossen werden, dass es nicht gar viel jünger sein wird. Die nächste Frage ist: sind die Gewölbe der Schiffe mit den Mauern und Pfeilern gleichzeitig? Die beiden französischen Forscher, welche sich zuletzt damit beschäftigt haben, bejahen die Frage, ihre Schlussurteile sind aber weit voneinander verschieden. Dartein (*Étude sur l'Architecture Lombarde*, Paris 1865) hält den Ursprung der Pfeiler aus saec. 9 für gesichert und beansprucht deshalb auch die Gewölbe für die nämliche Zeit. Ramé (*Bulletin du comité des travaux historiques* 1882, N. 2) geht umgekehrt von den Merkmalen der Gewölbekonstruktion aus und sagt, da diese unmöglich vor a. 1100 ausgeführt sein könne, so müsse der ganze Aufbau der Kirche und des Atriums zu Anfang saec. 12 erneuert sein. — Erschwerend für die Beurteilung ist es, dass die Gewölbe des Hauptschiffes total erneuert sind und über ihre Vorgänger eine gründliche Untersuchung nicht vorliegt; summarische Abbildung in den K.-D. d. Oesterreich. Kaiserstaates V. Immerhin sind Anhaltspunkte genug vorhanden, um mit Bestimmtheit dem Widerspruche Ramés gegen Dartein beizupflichten, ja wir halten mit Kugler II, 79, daftir, dass die fraglichen Gewölbe sogar jünger sind, wie diejenigen in S. Michele zu Pavia. Nicht teilen können wir jedoch die Meinung der beiden französischen Forscher, dass die Altersbestimmung der Gewölbe diejenige des ganzen Hochbaus notwendig involviere. Man betrachte den Querschnitt auf Taf. 45. Die tief ansetzenden Gewölbe des Mittelschiffs, welche die selbständige Beleuchtung des letzteren sehr zum Nachteil des Ganzen unmöglich machen; die unzusammenhängende Anordnung ihrer Kämpferlinie im Verhältnis zu derjenigen der Emporen; die abweichende und zwar viel altertümlichere Behandlung der Gewölbe im Untergeschoss der Abseiten: alles dies sind Erscheinungen, die mit der Annahme eines völligen Neubaues im 12. Jahrhundert schwer in Einklang zu bringen sind, hingegen einem auf die Einwölbung der oberen Teile abzielenden Restaurationsbau ganz angemessen wären. Wir fügen hinzu, dass die im 12. Jahrhundert genügend reichhaltigen Mailänder Geschichtsquellen einen Neubau der wichtigen Ambrosiuskirche zu erwähnen gewiss nicht unterlassen hätten. Weiter beachte man die Unterschiede in den Detailformen der Pfeilerkapitelle: neben solchen, die das Gepräge des

12. oder allenfalls des ausgehenden 11. Jahrhunderts tragen, kommen, namentlich im Erdgeschoss und zum Teil auch in den Emporen, andere augenscheinlich altärmlichere vor, die denjenigen von S. Celso in derselben Stadt (saec. 10) genau entsprechen und die schon in mehreren deutschen Bauten der Ottonenzeit, z. B. in Quedlinburg, Nachahmung gefunden haben. Aehnliche Unterschiede wiederholen sich im Atrium. Alles dies bestätigt, dass die saec. 12 vorauszusetzenden Restaurationsarbeiten den Aufbau bis zum Gewölbeansatz im wesentlichen unverändert gelassen haben. Und ist dem so, so kann für diesen älteren Teil nur die karolingische Zeit in Frage kommen. — Welcher Art ist aber dann die ursprüngliche Deckenkonstruktion gewesen? Der nach Quadraten geordnete Grundriss, der entsprechende Wechsel stärkerer und schwächerer Pfeiler, die wohlüberlegte und vielfältige Sicherung des Aufbaues gegen eine zugleich vertikale und seitlich schiebende Last u. s. w. sind Umstände, die in der That als Vorbereitung auf Kreuzgewölbe auch im Mittelschiff anerkannt werden müssen. Keineswegs aber beweisen sie, dass diese Absicht schon in der ersten Bauperiode auch zur Ausführung gekommen.

Stützpunkte zu bestimmterer Vermutung giebt eine andere Mailänder Kirche, S. CELSO. Sie ist augenscheinlich eine verkleinerte Kopie von S. Ambrogio. Im Jahre 1808 abgebrochen, bestehen von ihr heute noch die letzte Travee mit der Apsis, Teile der seitlichen Umfassungsmauern, dekorative Fragmente, dazu eine beim Abbruch gefertigte Aufnahme des Grundrisses (Taf. 45). S. Celso ist so gut wie gewiss als ein Werk des Erzbischofs Landolf († a. 998) zu betrachten. Daher stammen die Pfeiler und die mit grätigen Kreuzgewölben, ähnlich denen in S. Ambrogio, gedeckten Seitenschiffe; eine Restauration, etwa Ende saec. 11, hat leider die uns erhaltene Ostpartie am meisten betroffen; endlich hat saec. 16 oder 17 das Mittelschiff ein Tonnen gewölbe erhalten. Dieselben Umstände, welche in S. Ambrogio zu gunsten ursprünglicher Kreuzgewölbe angeführt werden, kehren in S. Celso wieder. Allein ein Blick auf die Mauerhöhe, die durch das am östlichen Abschluss erhaltene alte Dachgesims gesichert ist, belehrt, dass für derartige Gewölbe hier kein Raum vorhanden war, woraus Dartein die unweigerlich richtige Folgerung zieht: also muss ursprünglich eine flache Balkendecke dagewesen sein. Weiter vermutet Dartein sehr plausibel, dass die Hauptpfeiler mit ihren Pilastern die Bestimmung gehabt haben werden, quer über das Schiff gesprengte Gurtbögen zu tragen, wie der restaurierte Aufriss Taf. 45, Fig. 2 annimmt. Wir meinen nun, dass, was für S. Celso als wahrscheinlich anerkannt wird, ebenso für S. Ambrogio, das anerkannte Urbild von jenem, Geltung haben müsse. Die Wahrscheinlichkeit, dass S. Ambrogio gleichwohl

ursprünglich auf Kreuzgewölbe angelegt war, bleibt dabei bestehen; allein als man so weit war, mit den letzteren Ernst machen zu sollen, scheint man sich dessen doch nicht getraut und mit dem beschriebenen Kompromiss sich begnügt zu haben. Auch die um so viel erfahreneren Konstrukteure des 12. saec. wagten die endliche Ausführung der Gewölbe nur so, dass sie dieselben tiefer bis an die Emporen (als Widerlager) herabrückten unter Preisgebung des basilikalen Lichtgadens. Die von uns vorausgesetzte Stützbogenkonstruktion war schon der römischen Baukunst wohlbekannt, vgl. oben S. 130. So umfassende Verwendung, wie in den Basiliken Zentralsyriens, wo lokale Verhältnisse dazu drängten, hat sie allerdings sonst nicht mehr gefunden. Die meisten erhaltenen Beispiele des Abendlandes in gewölbten Zentralbauten: Emporgeschoß von S. Vitale zu Ravenna (Taf. 4, Taf. 5, Fig. 2); Rundkirche zu Nocera und Baptisterien zu Aix und Riez (Taf. 8); Pfalzkapelle zu Aachen (Taf. 43), S. Fedele zu Como, ebenda; mit flacher Steinplattendecke in der Arena zu Arles (Taf. 38, Fig. 12). Ältester Beleg für Verbindung mit flacher Balkendecke gleichfalls ein Zentralbau, der Dom zu Trier (Taf. 12). Häufigere Verwendung für die Basilika scheint aber erst im saec. 9 zu beginnen: Vorhalle von Sta. Sabina zu Rom, Mittelschiff von Sta. Prassede, ebenda (Taf. 45, Fig. 1); im 10. und 11. saec. sodann ist diese Konstruktion, zumal in Oberitalien, ganz geläufig: Kathedralen von Modena und Novara, S. Zeno bei Verona, S. Miniato bei Florenz (Taf. 75, 76).

Bestrebungen, wie die an S. Ambrogio wahrgenommenen, pflegen nicht isoliert aufzutreten. Auch sonst sind einige Anzeichen vorhanden, dass das von der altchristlichen Epoche abgelehnte Problem der Gewölbebasilika die Köpfe der fränkisch-karolingischen Bauleute zu beschäftigen begann. Eine vollständige Umgestaltung im herkömmlichen System des Aufbaues war darin unvermeidlich inbegriffen. Mit diesem Gedanken sich zu befrieden, erleichterte die zunehmende Gewöhnung an den Pfeiler, vor allem aber das diese Epoche auszeichnende lebhafte Interesse für den Zentralbau. Ja, man muss sagen, dass alle die durchgreifenden Neuerungen, durch welche S. Ambrogio aus den Traditionen des lateinischen Basilikenstils heraustritt — die Eindeckung der Abseiten durch Aneinanderreihen quadratischer Kreuzgewölbe oder transversaler Tonnen, die Emporen, die Strebepfeiler — nichts anderes sind als eine geistreich variierte Uebertragung der dem Zentralbau (vgl. namentlich die Aachener Palastkapelle und ihre Verwandten) längst geläufigen Mittel zur Widerlagerung des Hauptgewölbes (oben S. 133 f.) auf den longitudinalen Grundplan. Hier sollte das Hauptgewölbe aber kein einheitliches sein,

sondern ein zusammengesetztes analog der in den Seitenschiffen vorgedachten Anordnung, das bezeugt die Zusammensetzung des Grundrisses aus Quadraten von doppelt so grossem Seitenmass. Ob dieser folgenschwere Gedanke hier ganz selbständige gedacht, ob er durch römische Präzedenzien angeregt ist, lassen wir unentschieden: immer wird um seinetwillen, trotzdem er nicht zur Ausführung kam, S. Ambrogio zu den Denkwürdigkeiten ersten Ranges in der Baugeschichte des Mittelalters gerechnet werden müssen. Theoretisch ist hier von einem begabten Kopf des 9. Jahrhunderts gelöst, was in die allgemeine Praxis erst seit dem 12. Jahrhundert übergegangen ist. Nichts so gar Erstaunliches scheint uns diese lange Stockung dicht vor dem fast erreichten Ziele. Das ist das Schicksal so vieler anderer Errungenschaften der karolingischen Kultur auch gewesen. Wenn also die Versuche, aus deren Reihe S. Ambrogio gewiss nur ein Bruchstück darstellt, ihre Hauptaufgabe, d. i. die Einwölbung des Mittelschiffs, noch unerledigt liessen, so waren durch sie doch mehrere Nebenprodukte zu Tage gefördert, welche, abgelöst von ihrer ursprünglichen Bedeutung und in das System der flachgedeckten Basilika des romanischen Stils aufgenommen, selbständig fortlebten. Das sind die gewölbten Abseiten, die Langseitenemporen, der Stützenwechsel.

Unsere Aufmerksamkeit gebührt vor allem dem letzteren Motive, als in welchem die künstlerische Eigenart der frühromanischen Epoche besonders bezeichnend sich ausspricht. Wir verstehen unter Stützenwechsel eine Anordnung, welche in einer und derselben Reihe Stützen verschiedener Formen — entweder Pfeiler und Säulen, oder stärkere und schwächere Pfeiler, quadratische und polygone, einfache und kantonierte — nach bestimmter Regel in wiederkehrender Folge sich ablösen lässt. Man hat die Meinung ausgesprochen, dass der Stützenwechsel aus den Gewohnheiten einer primitiven, Holz- und Steinmaterial mischenden Bauweise hervorgegangen sei. Das Entscheidende scheint uns jedoch in dieser Thatsache zu liegen: die ältesten Beispiele des Stützenwechsels weisen denselben immer in Verbindung mit Langseitenemporen, fast immer mit Einwölbung der Seitenschiffe auf — eine Verbindung, die später aber vielfach wieder aufgelöst wird —, und wir betrachten ihn deshalb als ein im Ideenkreise des Gewölbebaues entsprungenes Motiv. Die Absicht, allgemein ausgedrückt, ist, die Widerstandsfähigkeit der tragenden Teile zu steigern ohne erhebliche Vermehrung der Mauermasse. Schon die Römer hatten dies durch Verteilung des Druckes auf einzelne stärker befestigte

Punkte zu erreichen gelehrt (S. 128). Die Lisenen der ravennatischen Basiliken, die Strebepfeiler der Aachener Pfalzkapelle u. s. w. bieten Beispiele fortdauernder Anwendung. Die überaus fruchtbare Eingebung der karolingischen Baumeister nun ist die Aufnahme dieses Prinzipes in die Innenarchitektur.

Wir kommen noch einmal auf S. AMBROGIO, als auf das vollständigste Paradigma, zurück. Die Aufgabe der Teilung der Last ist hier in vielseitigster Weise in Angriff genommen. Zunächst sind je zwei Gewölbejoche der Abseiten als einheitliche Gruppe gefasst und bedarf demgemäß nur je die zweite Stütze der Verstärkung: die Binnenpfeiler durch Pilaster und Halbsäulen, die Umfassungsmauern durch massive Streben. Zweitens werden die Obermauern des Mittelschiffs durch die Oeffnungen der Emporen erleichtert, zugleich aber wieder die getrennten Teile durch die Scheidbögen und Quergurten der Seitenschiffe wechselseitig verbunden und abgestützt. Drittens schwingen sich von den bis über die Emporen hinaufgeföhrten Vorlagen der Hauptpfeiler quer über das Mittelschiff Freibögen, gleichsam Vervielfältigungen des Triumphbogens der altchristlichen Anlagen, welche teils die Dachrüstung tragen helfen, teils und noch mehr eine festere gegenseitige Beziehung der ganzen Baumassen herstellen sollen. Endlich beachte man die deutliche Entlehnung aus der Aussenarchitektur in den Dekorationsmotiven des Bogenfrieses und der über den Zwischenpfeilern aufsteigenden Halbsäulen.

Wir lassen einige der gleichen Epoche angehörende Monamente Nordfrankreichs und des Rheinlands folgen, welche mit S. Ambrogio in eine Familie gehören, obwohl sie den Typus in weniger entwickelter oder, richtiger gesagt, reduzierter Fassung darstellen. Unter den zur Abtei FONTANELLA (S. Wandrille unweit Rouen) gehörenden Kirchengebäuden besass eines eine Empore (solarium). Schnaase III, p. 539 erinnert daran, dass der Abt Ansegis Vorsteher der Werkstätten in Aachen gewesen war, und denkt an eine der dortigen Pfalzkapelle ähnliche Anlage. Nicht vielleicht eher Verwandtschaft mit S. Ambrogio zu Mailand? — Noch von einem anderen Genossen des karolingischen Hofes, dem berühmten Alkuin, wird berichtet, dass er in seiner Heimat YORK eine mit »solaria« versehene Kirche erbaut habe, von welcher Schnaase III, p. 525 mit Recht bemerkt, dass sie wahrscheinlich ein Langbau, kein Polygonbau gewesen.

WERDEN AN DER RUHR (Taf. 42, Fig. 4). In dem Bestande des in den spätestromanischen Formen des saec. 13 sich präsentierenden Baues sind zwei fremdartige, wie man bald erkennt, hochaltertümliche Stücke aufbewahrt: die innere Krypta mit dem Grabe des Stifters

S. Liudger (Taf. 42, Fig. 4^a) und die beiden unter dem jetzigen Westturm befindlichen Joche des Langhauses (Taf. 44, Fig. 6). Von Daten zur älteren Baugeschichte ist überliefert: a. 875 Einweihung, a. 1059 Restauration der Krypta, a. 1119 Brand, durch welchen die Basilika »consumpta vel potius deformata«. Betrachten wir zuvörderst die Krypta. Sie besteht aus zwei gesonderten Teilen; der erste normalerweise unter dem Chor, der zweite ein östlich darüber hinaustretender halb oberirdischer und mit eigenem Dach versehener Ausbau. Die Anlage zeigt die grösste Aehnlichkeit mit der Westkrypta von S. Emmeram zu Regensburg von a. 1052 (vgl. Fig. 12 und Fig. 4^a auf Taf. 42), wird mithin, wofür auch die Detailformen sprechen, der Restauration von a. 1059 angehören (die Apsidiola später durchgebrochen). Die unter dem Chor befindliche Partie zeigt dagegen die in den ältesten Krypten Italiens übliche, in Deutschland nur noch im Bauriss von S. Gallen und in der Ostkrypta von S. Emmeram bekannte Anlage mit isolierter Grabkammer und ringförmigem Umgange; in der Grabkammer ein auf römische Muster hinweisender Mosaikboden; das Tonnengewölbe des Umganges Gusswerk; alles dieses lässt uns nicht im Zweifel, dass wir hier einen Rest von dem a. 875 geweihten Bau vor uns haben. — Betrachten wir nun die vorerwähnten zwei Traveen des westlichen Langhauses (in unserem Grundriss schwarz ausgeführt), so zeigen sie im Erdgeschoss quadratische Pfeiler ohne Fuss- und Kämpfergesims, ähnlich denen von Beauvais; von ihnen zur Umfassungsmauer gesprengt breite Gurtbögen in etwas abgeflachtem Halbkreis, darüber quer gelegte Tonnengewölbe; alles von grösster Ungeschlachtheit in der Ausführung. Der nämlichen Bauzeit scheint auch der Treppenaufgang zu den Emporen anzugehören, dessen Tonnengewölbe ähnliche Behandlung zeigen wie die des Kryptenumgangs. Dagegen sind die Kreuzgewölbe des Galeriegeschosses, zwar noch rippenlos, sichtlich eine spätere Einschiebung; die Gestalt ihrer Oeffnungen gegen das Mittelschiff zeigt Taf. 44, Fig. 6. — Gegenüber der herrschenden Ansicht (v. Quast, Lotz, Otte), derzufolge die fraglichen Bauteile einem Neubau nach dem Brande von a. 1119 entstammen sollen, konstatieren wir zunächst, dass die Annahme eines totalen Neubaues keineswegs durch die bezügliche Brandnachricht (»consumpta vel potius deformata«) nötig gemacht wird. Unbedingt schliesst sodann die stilistische Erscheinung die behauptete Entstehung im 12. saec. aus, weist mit Bestimmtheit auf ein viel höheres Alter. Konstruktion wie Komposition sind mehreren nachstehend beschriebenen Werken des 10. saec. ähnlich, nur noch um einen Grad primitiver wie diese. Von formiertem Detail liegt nichts vor als die Kapitelle der vier Zwischensäulchen der Galerie. Davon eines in roh korinthisierender, die drei übrigen in höchst eigen-

tümlicher, etwa mit Pilzen vergleichbarer Form, wie die beistehende Skizze zeigt.

Diese Pilzform begegnet sonst an deutschen Monumenten nur noch dreimal und zwar in einem eng begrenzten Zeitraum: in der Wipertikrypta und in der Schlosskapelle Heinrichs I. in Quedlinburg (saec. 10, H. 1)



und vereinzelt in dem Werden benachbarten, übrigens auf höherer Kunststufe stehenden Münster von Essen (Mitte saec. 10); ausserdem in einigen alten

Krypten Englands, z. B. Canterbury, Wells. Erwägt man, dass Werden eine angelsächsische Stiftung ist, dass angelsächsische und schottische Mönche in den niederrheinischen Klöstern des saec. 8 bis 10 überall reichlich vertreten und auch bei der Begründung des Kirchenwesens in Niedersachsen thätige Mitarbeiter sind, so glauben wir eine wohl begründete Vermutung auszusprechen, wenn wir jene Kapitelle einer spezifisch angelsächsischen Uebung zurechnen. Fügen wir hinzu, dass von a. 1119 bis rückwärts zu a. 875, dem Jahre der ersten Einweihung, von einer baulichen Veränderung nichts bekannt ist, so liegt in der That kein Grund vor, daran zu zweifeln, dass die in Rede stehenden beiden Westtraveen gleich wie die Krypta noch Reste des Stiftungsbaus sind. In dieser Meinung bestärkt uns noch die folgende Beobachtung. Es sind für den Chor und die Ostmauer des Transseptes die Grundlinien des Primärbaues durch die Krypta festgestellt; denkt man sich nun alle im 13. Jahrhundert formierten Bauteile bis westlich zu jenen beiden Traveen weggeräumt, und setzt dann die Pfeilerabstände der letzteren wieder ostwärts fort: so gewinnt man genauen Anschluss an die gegenwärtigen Vierungspfeiler; mit anderen Worten: es wird durch diese Probe der planeinheitliche Zusammenhang mit der Krypta erwiesen und der ursprüngliche Grundriss lässt sich mit hoher Wahrscheinlichkeit so restaurieren, wie es die linke Hälfte unserer Zeichnung annimmt. — Problematisch bleibt die Vorhalle und das westlich von ihr liegende Baufragment mit der Flachnische, welche ihre jetzige Gestalt erst durch die Restaurierungen des saec. 12 und 13 erhalten haben. — Geck: Die Abteikirche etc. 1856, 8. — Lohde und Stüler bei Erbkam 1857.

Das System von Werden begegnet uns wieder in der Klosterkirche von MONTIERENDER (Dép. Haute-Marne) (Taf. 44, Fig. 5), erbaut von Abt Adso (reg. a. 960—992); Transsept und Chor saec. 13. Die rechtwinkelig profilierten Quergurten der Abseiten sind ursprünglich, wahrscheinlich trugen sie eine flache Balkendecke; über dem Galeriegeschoss offener Dachstuhl. Vgl. Archives de la com. des monum. hist. t. I.

Wir schliessen hier ein Monument derselben Landschaft an, das zwar nach seiner Entstehungszeit über unsere Epoche hinausliegt, jedoch den bisher besprochenen Familiencharakter völlig bewahrt: S. REMY IN REIMS (Taf. 46, Fig. 4). Von Erzbischof Hinkmar vollendet und geweiht a. 852. Nach 150 Jahren wegen Baufälligkeit abgebrochen und völlig neugebaut a. 1005—1049. Jüngste Bearbeitung der Baugeschichte von Demaison im Bull. des travaux hist. 1882, p. 219 ff. Der Bauzeit zunächst a. 1005 schreibt D. das Erdgeschoss des Langhauses zu; die auf dem Archäologenkongress von 1875 aufgestellte Behauptung, dass noch ein grosser Teil vom Bau Hinkmars im gegenwärtigen erhalten sei, weist er auch unseres Erachtens mit Recht zurück; dies hindert nicht, dass das System, wie wir meinen, in den Traditionen des 9. und 10. Jahrhunderts wurzelt. Die gegenwärtigen seltsamen Bündelpfeiler abgebildet bei Viollet-le-Duc VII, p. 155; dass sie aus ursprünglich viereckigen im saec. 12 ausgehauen, bemerkt richtig schon Schnaase IV, p. 567 Anmerkung 2; die echte Gestalt aus dem Umriss der Deckplatte zu entnehmen. Die Deckenformation der Abseiten giebt unsere Zeichnung nach der wohl begründeten Restauration von Viollet-le-Duc IX, p. 240. Endlich beachte man die Verstärkung der Mauern durch Strebepfeiler. — Wir kommen auf das bedeutende Denkmal an späterer Stelle zurück.

DIE MÜNSTERKIRCHE ZU ESSEN (Taf. 41) ist das geistreichst komponierte und sorgfältigst ausgeführte rheinische Bauwerk des saec. 10. Leider die alte Anlage bis auf den Westchor arg verdunkelt (vgl. S. 171). An der Innenwand der Abseiten eine Blendarkatur auf verkröpften Säulen, welche nebst einigen anderen Indizien wahrscheinlich machen, dass die Abseiten ein Emporengeschoss besassen, vielleicht auch, dass sie unten gewölbt waren, vgl. v. Quast in der Zeitschr. f. christl. Archäologie I, p. 6. Beachtenswert ist im Zusammenhang mit unserer Ausführung auf S. 190 (vgl. auch S. 192 über Fontanella) das intime Verhältnis des Essener Münsters zum Aachener Zentralbau.

STA. URSULA IN KÖLN (Taf. 46, Fig. 3). Erste Bauzeit ungewiss; zu a. 1003 ein Einsturz, unter Erzbischof Anno (1056—75) Restauration verzeichnet; weitere Nachbesserungen im saec. 12 dürften nicht erheblich gewesen sein. Die Gruppierung der Galerieöffnungen hat die grösste Aehnlichkeit mit dem gleichen Bauteil des zwischen a. 975—993 ausgeführten Oktogons zu Mettlach (Taf. 44), das seinerseits wieder an das Aachener anknüpft; das starr korinthisierende Säulenkapitell in der Querempore kann kaum jünger sein wie Anf. saec. 11; ungewöhnlich und in gewissem Betracht an S. Ambrogio in Mailand erinnernd die inneren Lisenen mit Rundbogenfries. Und was bedeuten die, wie sie sich jetzt zeigen, funktionslosen Kämpfergesimse der Lisenen

in der Höhe der Fensterbank? etwa ehemalige Gurtbögen, auf welche der Einsturz von a. 1003 zu beziehen wäre? Dies alles lässt uns als möglich, ja einigermassen wahrscheinlich ansehen, dass die Ursulakirche ihr allgemeines Gepräge aus der Zeit vor a. 1103 konserviert hat.

Eine weitere Entwicklungsstufe repräsentieren diejenigen Anlagen, die den Stützenwechsel nicht bloss im Galeriegeschoss, sondern auch zu ebener Erde durchführen.

Die dahin gehörenden Mailänder Kirchen S. AMBROGIO und S. CELSO wurden oben besprochen.

Diesseits der Alpen ist das wichtigste Beispiel die Stiftskirche zu GERNRODE am Harz (Taf. 46). Nach Abzug der Umbauten des saec. 12 (vgl. oben S. 172) ein die Kunstrichtung des saec. 10 vorzüglich rein zur Erscheinung bringendes Denkmal, gegründet a. 960, vollendet wohl noch vor Schluss des Jahrhunderts. Hier auch die Zwischendecke der Abseiten nur aus Holz. — Aehnlich anscheinend die Kirche des mit G. in geistlicher Verbindung stehenden Klosters Frose, vgl. den Ausgrabungsbericht von Maurer, Deutsche B.-Z. 1884, Nr. 24. — Vgl. auch die Wipertikrypta in Quedlinburg (Taf. 58) als Beleg für Kenntniss des Stützenwechsels in Sachsen schon zu Anfang saec. 10.

S. VINCENT IN SOIGNIES. Von diesem interessanten Monument ist uns leider nichts bekannt als die ungenügende Skizze bei Schayes, *Hist. de l'archit. en Belgique* II (wiederholt bei Kugler und Schnaase), ein durch die Gefälligkeit des Herrn Jules Helbig in Lüttich uns mitgeteilter Bericht des Bull. de l'académie de St. Thomas et de St. Luc. 1869 und ein Aufsatz von Th. Lejeune in d. Revue de l'art chr. 1865. St. Vincent kommt unter allen Exemplaren dieser Gruppe S. Ambrogio am nächsten. In den unteren Arkaden wechseln schwere Säulen mit Pfeilern; die letzteren haben pilasterartige Vorlagen, in betreff deren (wegen der in gotischer Periode eingeschobenen Gewölbe) nicht mehr zu erkennen ist, ob sie früher Gurtbögen oder etwa nur blinden Wandbögen zur Stütze bestimmt waren. Die allgemeine Bauform entspricht durchaus der Epoche des Wiederaufbaus durch Erzbischof Bruno von Köln a. 965; vollendet wohl erst im Laufe des saec. 11.

VIGNORY, Dép. Haute-Marne (Taf. 46). Gemeinhin für ein Werk des saec. 10 ausgegeben. Zufolge dem Nachweise von Ramé im Bull. des traveaux hist. 1882, p. 193 in Wahrheit zwischen 1049—1052 entstanden. Im Erdgeschoss erstreckt sich der Stützenwechsel bloss auf die östliche Hälfte. Die Galerie ist, wie der Querschnitt zeigt, eine nur scheinbare — ein instruktiver Beleg, wie sehr diese Form in die Gewohnheit übergegangen und dem Auge erwünscht geworden war.

Die monumentalen Zeugnisse über den Baugeist des 9., 10. und beginnenden 11. Jahrhunderts ergeben ein zwar höchst unvollständiges, doch mit nichts, was die Grundzüge betrifft, ein undeutliches Bild. In den Stiftungen aus der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts hat noch der reine Säulenbau den Vorzug; daneben kommt der Pfeilerbau auf den Plan; endlich, nach der Mitte des 9. Jahrhunderts, taucht als drittes der Stützenwechsel auf und zwar immer im Verein mit Emporen. In Frankreich bleibt in den folgenden Jahrhunderten dies System fortgesetzt neben anderen in Uebung in seiner ursprünglichen konstruktiven Bedeutung, entweder schon geradezu in Verbindung mit dem Gewölbebau oder doch als mahnende Vorstufe desselben. In Deutschland dagegen fasst man es rein von der ästhetischen Seite auf; es führt zu Fortschritten in der Richtung auf den Gewölbebau nicht, die Emporen kommen diesseits des Jahres 1000 wieder ausser Gebrauch¹⁾, der Stützenwechsel aber dauert unabhängig von jenen fort (vergl. Taf. 58). Das hohe Wohlgefallen an diesem Motive wurzelt in seinem beziehungsreichen Einklang mit dem Bildungsgesetze des strengen deutsch-romanischen Grundrisses (vergl. Taf. 43, Fig. 2). Erst im Stützenwechsel des Aufbaues kommt der Umschwung von dem christlich-antiken zu dem mittelalterlichen Kompositionsprinzip, das wir bereits in der Kreuzesgestalt des Grundrisses, in dessen Zusammensetzung aus Quadraten, in den Doppelchören und Doppeltranssepten in thätigstem Walten gefunden haben, zur Vollendung. Es ist — um es in ein kurzes Schlagwort zusammenzufassen — der Gegensatz der Reihung und der Gruppierung, der wieder auf die kontrastierenden Grundstimmungen des Klassischen und des Romantischen zurückgeht²⁾.

Es sei dies an dem Beispiel der Stiftskirche von GERNRODE näher erläutert. Der Längenschnitt (Taf. 46) zeigt, abgerechnet die beiden Apsiden, fünf Kompartimente von gleicher Grösse aber ungleicher Behandlung: zuerst die Querempore (die nach S. 172 restauriert zu denken ist); dann das durch die Pfeiler in zwei symmetrische Gruppen geteilte Langhaus; dann den weiten und hohen Vierungsbogen mit dem Ausblick ins Transsept; dann die ungeteilte Mauermasse des Chores, nur durch eine Fensterpyramide belebt. Im Langhaus wird die Teilung weiter detailliert: im Erdgeschoss einer jeden Gruppe eine Zwei-

¹⁾ Bezeichnenderweise ist ihre Wiederaufnahme im rheinischen Spätromanismus durch das Vordringen des Gewölbebaues bedingt.

²⁾ Vgl. die geistvollen, wiewohl etwas zu sehr systematisierenden Erörterungen von Schnaase am Schluss des 3. Bandes, und von Semper, der Stil I, p. XXIX.

teilung; in der Galerie eine Dreiteilung, die durch Zwischensäulen noch einmal verdoppelt wird; von den dadurch für jede Hauptgruppe der Galerie resultierenden fünf Säulen erhalten die zweite und vierte, d. i. die Träger der Blendbögen, stärkere Durchmesser, reichere Kapitelle und Basen. In höchst ausdrucks voller Weise wird solchermassen die strenge Quadrateinteilung des Grundrisses mit dem freien Rhythmus in der Folge der Traveen des Hochbaues in Beziehung gesetzt. — Einfacher, indes noch immer wohl erkennbar, entwickelt sich das Prinzip in den anderen der oben zusammengestellten Monumente: in MONTIERENDER haben die Teilungssäulchen der Galerie abwechselnd runde und achteckige Schäfte, in den MAILÄNDER Kirchen ist bei gleicher Kernform der Stützen das Ornament jedesmal ein anderes u.s.w. Dagegen halte man die Längenschnitte altchristlicher Basiliken auf Taf. 19.

In dem einfachen Säulenrhythmus der christlich-antiken Basilika wie des heidnisch-antiken Peripteraltempels sind die Glieder und Abschnitte der Reihe unter sich gleich und stehen alle in dem gleichen Grade der Unterordnung unter das Ganze. In der mittelalterlich-romanischen Kompositionsweise dagegen werden ungleiche Elemente zu rhythmischen Perioden zusammengebunden und erst in dieser zweiten Instanz, in der Gleichheit der Wiederkehr des Verschiedenen, giebt das Einheitsgesetz des Gesamtorganismus sich zu erkennen. Wie dieses schon in der Entwicklung der einzelnen Reihe für sich zum Bewusstsein kommt, so bewährt es sich mit vermehrter Deutlichkeit in der vergleichenden Betrachtung des Gegenüberstehenden. In dem perspektivischen Ensemblebilde und der genauen symmetrischen Responsion in welcher hier die beiden Seiten des Hauses sich darstellen, wird die in jeder einzelnen derselben gebrochen erschienene Einheit wieder hergestellt, und die über dem Ganzen waltende Ordnung tritt um so überzeugender hervor, je mehr sie für den ersten Anblick hinter der Mannigfaltigkeit und eigenwilligen Sonderart der Einzelgruppen und -Glieder sich verbarg. Dem geschichtsphilosophisch gerichteten Betrachter wollen wir nicht widersprechen, wenn er hierin das Seitenstück zu bekannten Phänomenen in Kirche, Staat und Gesellschaft des germanischen Mittelalters finden mag.

Beschreibung der Tafeln.

Zentralbauten.

Tafel 40.

1. *Aachen: Münsterkirche. Die schwarz angelegten Teile geben die karolingische Palastkapelle, die schraffierten die Zubauten des späten Mittelalters. — Bäcker.
- 2, 3. Aachen: Palastkapelle. Schnitte. Das Altarhaus ergänzt. — Isabelle, Dohme.
- 4, 5. Como: S. Fedele. — saec. 9—10. — Dartein.

Tafel 41.

- 1, 2. *Nymwegen: Palastkapelle. — Grundriss saec. 9, Hochbau saec. 12 mit Resten des Gründungsbaues. — Bezold.
- 3, 4. Ottmarsheim: Damenstiftskirche. — saec. 11 M. — Isabelle.
- 5, 6, 7. *Essen: Münsterkirche. Nonnenchor. — saec. 10 E. — Zindel.
8. Köln: S. Maria im Kapitol. Nonnenchor. — saec. 11 M. — Frantzen.
- 9, 10. Mettlach: »Der alte Turm«. — saec. 10 E. — Erbkam 1871.
- 11, 12. Germigny des Prés: Klosterkirche. — saec. 9 A. — Daly 1849.
13. Fulda: S. Michael. Grundrisse der Kirche und der Krypta. — saec. 9 A. — v. Dehn-Rotfelser.

Basiliken. Grundrisse.

Tafel 42.

1. Saint-Denis. — saec. 6. — Viollet-le-Duc.
2. *S. Gallen: Benediktinerkirche. — saec. 9 A. — Nach den dem Originalriss eingeschriebenen Massen.
3. Hersfeld: Benediktinerkirche. — saec. 9 M. u. 11. — Correspondenzblatt.
4. *Werden a. R.: Benediktinerkirche. Links restauriert im Sinne des saec. 9, rechts saec. 13. — Stüler, ergänzt durch Lieber.
5. Michelstadt: Stiftskirche. — saec. 9 A. — Nassauer Annal. XIII.
6. Ingelheim: Palastkirche. — saec. 10 M. — Mainzer Altertümmer.

Krypten.

- 3^a. Hersfeld. — saec. 11.
- 4^a. Werden a. R. — saec. 9 u. 11.
7. Soissons: S. Medardus: — saec. 6? — Taylor et Nodier.
8. Konstanz: Dom. — saec. 11 A. — Schober.

*Krypten.***Tafel 42.**

9. **Rom: SS. Quattro Coronati.* — saec. 9 A. — K. Lange.
10. **Füssen: S. Mang.* — saec. 11? — Dehio.
11. *Echternach.* — saec. 7. — Rheinl. BD.
12. **Regensburg: S. Emmeram.* — saec. 11 M. — Bezold.
13. **Regensburg: S. Stephanskapelle.* — saec. 11. — Bezold.

*Anlagen mit Doppeltranssept.***Tafel 43.**

1. *Centula.* — saec. 8 E. — Mabillon »ex scripto codice«.
2. *Hildesheim: S. Michael.* — saec. 11 A. — Niedersächs. BD.
3. **Dasselbe: restaurierte Ansicht.* — Nach Baumodell u. Photogr.
4. **Köln: S. Pantaleon.* — saec. 10, 12, 13. — Höfken, Frantzen.
5. *Dasselbe: Ansicht.* — Nach Kupferstich von a. 1663.
6. **Münster i. W.: Dom.* — Restaurationsprojekt des Grundrisses.
7. *Reichenau: Münster Sta. Maria.* — saec. 11. — Adler.

*System des Inneren.***Tafel 44.**

1. *Michelstadt.* — saec. 9 A. — Nassauer Annalen XIII.
2. *Agliate.* — saec. 9—11? — Dartein.
3. *Beauvais: Basse-Oeuvre.* — saec. 10. — Woillez.
4. *Angers: S. Martin.* — saec. 11. — Gailhabaud.
5. *Montier-en-Der.* — saec. 10—11. — Archives m. hist.
6. **Werden a. R.* saec. 9, 11, 13. — Lieber.

Tafel 45.

1. *Rom: Sta. Prassede.* saec. 9. — Hübsch.
- 2, 3. *Mailand: S. Celso.* — saec. 10. — Dartein.
- 4, 5, 6. *Mailand: S. Ambrogio.* — saec. 9, 10, 13. — Dartein.

Tafel 46.

- 1, 2. *Vignory.* — saec. 11. — Archives m. hist.
3. **Köln: Sta. Ursula.* — saec. 10? 12. — Bezold, Frantzen.
4. **Reims: S. Remy.* — Restauriert im Sinne des saec. 11, mit Benutzung der Aufnahmen von Gailhabaud u. Viollet-le-Duc.
5. *Gernrode: Damenstiftskirche.* — saec. 10, 12. — Zeitschr. d. Harzvereins.

NB. Da die den Tafeln 47—77 entsprechenden Kapitel 2 und 3 des Textes erst mit der nächsten Lieferung erscheinen können, geben wir hier provisorisch das Urheberverzeichnis der betreffenden Abbildungen, welches später vom Buchbinder wieder zu entfernen ist.

Taf. 47. — 1. Zeitschr. d. Harzvereins Bd. 10. — 2. Niedersächs. Baudenkmäler. — 3. Ebenda. — 4. Hartmann in Erbkams Z. f. Bauwesen IV. — 5. Mithoff, Archiv. — 6. King. — *7. Höfken. — *8. Cuypers. — *9. Cuypers. — *10. Höfken. — 11. Frantzen. — *12. Höfken. — Taf. 48. — 1. Geier und Görz. — 2. Deutsches Correspondenzbl. Bd. 10. — *3. Höfken. — *4. Richter. — 5. 6. Geier und Görz. — Taf. 49. — 1. Hess. Denkm. — 2. Kraus, Elsass. — 3. Adler. — *4. Bezold. — *5. Höfken. — 6. Adler. — *7. Schober, Bezold. — *Bezold. — 9. Stillfried. — Taf. 50. — *1. Bezold. — *2. Ders. — *3. Ders. — *4. Höfken. — *5. Bezold. — 6. C.-Com. Jahrb. 1857. — 7. Popp und Bülau. — 8*. Dehio. — 9. Heider und Eitelberger. — Taf. 51. — 1. Nieders. B.-D. — 2. Geier und Görz. — 3. Nieders. B.-D. — 4. v. Egle. — *5. Höfken. — *6. Brecht. — 7. Nieders. B.-D. — *8. Bezold. — 9. Adler. — 10. Nieders. B.-D. — Taf. 52. — 1. Geier und Görz. — 2. Kallenbach und Schmitt, Bezold. — *3. Höfken. — *4. Ders. — Taf. 53. — 1. Nieders. B.-D. — *2. Höfken. — *3. Bezold. — 4. Hübsch. — Taf. 54. — *1. Brecht. — 2. Quast. — *3. Höfken. — *4. Ders. — 5. Popp und Bülau. — Taf. 55. — 1. Geier und Görz. — 2. Denkm. d. B.-K. d. Berl. Bauakademie. — 3. Stillfried. — Taf. 56. — 1. 2. Merk in »Das alte Konstanz«. — *3. Bezold. — *4. Ders. — 5. 6. v. Egle. — Taf. 57. — *1. Richter. — *2. Ders. — *3. Brecht. — 4. Quast. — 5. Adler. — Taf. 58. — 1. 2. Nieders. B.-D. — 3. Ebenda. — 4. Allg. B.-Z. 1875. — 5. Rhein. B.-D. — 6. Puttrich. — 7. Erbkam Bd. 4 —

*8. Cuypers. — Taf. 59. — 1. Gladbach. — 2. Nieders. B.-D., Bezold.
— 3. Eisenlohr. — 4. C.-Com. Jahrb. 1757. — 5. Quast. — Taf. 60.
— *1. Höfken. — *2. Ders. — 3. Nieders. B.-D. — 4. Frantzen.
— 5. 6. Ders. — Taf. 61. — *1. Cuypers. — *2. Ders. — *3. Höfken.
— 4. Hess. Denkm. — 5. C.-Com. Jahrb. Bd. 4. — 6. Heider und
Eitelberger. — Taf. 62. — *1. Höfken. — *2. Ders. — *3. Tornow.
— *4. Höfken und Mitteilungen von Lehfeldt. — *5. Dieselben.
— Taf. 63. — *1. Tornow. — *2. Ders. — Taf. 64. — *1. Bezold.
— *2. Ders. — Taf. 65. — *1. Nach Skizze von Dehio und Photographie.
— *2. Nach Photographie. — Taf. 66. — 1. Dartein. — *2. Bezold.
— 3. Dartein. — 4. Osten. — *5. Bezold. — 6. C.-Com. Mitteil.
1865; Bezold. — 7. Rohault de Fleury. — 8. Dartein. — *9. Dehio.
— 10. Dartein. — Taf. 67. — 1. Rohault. — *2. Bezold. — *3. Ders.
— *4. Ders. — 5. Schulz. — 6. Gailhabaud. — 7. Schulz. — *8. Bezold.
— *9. Dehio. — Taf. 68. — 1. Rohault. — 2. Schulz. — 3. Ders.
— 4. Ders. — 5. C.-Com. Jahrb. 1861. — 6. Mon. arqu. de España.
— 7. C.-Com. Jahrb. 1862. — 8. Mon. Esp. — 8. Seradifalco.
— Taf. 69. — 1. Rohault. — 2. Gailhabaud. — Taf. 70. — *1. Bezold.
— 2. Rohault. — 3. Osten. — Taf. 71. — *1. Dehio. — *2. Ders.
— *3. Ders. — *4. Ders. — *5. Bezold. — *6. Ders. — *7. Ders.
— Taf. 72. *1. Bezold. — *2. Dehio. — *3. Ders. — *4. Ders.
— *5. Bezold. — *6. Ders. — Taf. 73. — 1. Etudes de l'école des
beaux-arts. — 2. Schulz. — 4. Ders. — 5. Ders. — Taf. 74.
— *1. Bezold. — 2. C.-Com. Mitteil. — 3. 4. Dartein. — 5. Osten.
— 6. Ders. — Taf. 75. — 1. C.-Com. Jahrb. 1861. — 2. Mon. Esp.
— 3. C.-Com. a. a. O. — 4. 5. Mon. Esp. — Taf. 76. — 1. Gail.
habaud. — 2. Ders. — Taf. 77. — *1. Nach Photographie. —
*2. Bezold.

Die Kirchliche Baukunst des Abendlandes

2. Band

Dehio - Bezahl

Cotta
Stuttgart
1884

